Historische Katechese

in auserlesenen

Beispielen, Erzählungen u. Parabeln

über die

gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre.

Ein Anhang

zur dritten Auflage der „Ausführlichen Katechese" des P. Ildephons Da Bressanvido.

Zugleich

ein christliches Lesebuch für Schule und Haus.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Theol. Joseph Zinsler,

Pfarrkurat in Weinried im Bisthum Augsburg.

in 3 Bänden.

Erster Band.

Vom Glauben und vom apostolischen Glaubensbekenntnisse.

Augsburg, 1853.

Verlag von J. A. Schlosser's Buchhandlung.

Inhalt.

Einleitung. — Von Gottes Dasein, der Offenbarung, der Kirche, der hl. Schrift u. der Tradition.

Von dem Glauben u. dem apostolischen Glaubensbekenntnisse.

a) Von der Beschaffenheit unsers Glaubens u. von d. Eigenschaften Gottes.

Einleitung.

Von Gottes Dasein, der Offenbarung, der Kirche, der hl. Schrift u. der Tradition.

1. Es ist ein Gott oder: die Frage über die Priorität der Henne oder des Eies.

Vor einigen Jahren wurde ein junger Mann aus der Provinz nach Paris geschickt, um seine Studien zu vollenden, aber wie so viele Andere hatte er das Unglück, unter schlechte Gesellschaft zu gerathen. — Seine eigenen Leidenschaften, verbunden mit den gottlosen Gesprächen seiner Kameraden, ließen ihn die Lehren seiner frommen Mutter vergessen und die Religion verachten. Er kam so weit, daß er wünschte, und endlich wie der Thor, von dem der Prophet spricht, sagte, es gäbe keinen Gott; Gott sei nur ein Wort. Nebenbei gesagt, der Unglaube fängt immer so an; er ist eine Pflanze, die nur im Kothe Wurzel faßt. Nach mehreren Jahren Aufenthaltes in der Hauptstadt kam der junge Mann in seine Familie zurück. Eines Tages wurde er in ein angesehenes Haus eingeladen, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft fand.

Während Alles sich von Neuigkeiten, Vergnügungen und Geschäften unterhielt, saßen zwei Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren in einer Fensternische und lasen miteinander. Der junge Mann näherte sich ihnen und fragte sie: „Was lesen Sie für einen Roman mit so viel Aufmerksamkeit, Fräulein?"

„„Mein Herr, wir lesen keine Romane.""

„Keine Romane! Was für ein Buch lesen Sie denn?"

„„Wir lesen die Geschichte des Volkes Gottes!""

„Die Geschichte des Volkes Gottes! Sie glauben also, daß es einen Gott gibt?"

Erstaunt über eine solche Frage sehen sich die beiden Mädchen an, und die Röthe steigt ihnen in das Gesicht.

„„Und Sie, mein Herr, Sie glauben es nicht?"", antwortete ihm lebhaft die Aeltere.

„Ich glaubte es ehemals; aber seitdem ich zu Paris gewohnt und Philosophie, Mathematik, Politik studiert habe, bin ich überzeugt, daß Gott nur ein Wort ist."

„„Ich, mein Herr, war nie in Paris, ich habe nie die Philosophie oder Mathematik oder alle die schönen Sachen studirt, die Sie wissen, ich kenne nur meinen Katechismus; aber weil Sie so gelehrt sind, und sagen, es gibt keinen Gott, möchten Sie mir wohl sagen, woher ein Ei kommt?““

Das junge Mädchen sprach diese Worte laut genug aus, so daß ein Theil der Gesellschaft es hörte. Einige Personen näherten sich anfangs, um zu wissen, wovon die Rede sei, andere folgten, endlich sammelte sich die ganze Gesellschaft um das Fenster, um der Unterhaltung beizuwohnen. „„Ja, mein Herr, sprach das junge Mädchen, da Sie sagen, daß es keinen Gott gebe, wollen Sie mir wohl sagen, woher ein Ei kommt?““

„Eine lustige Frage! Ein Ei kommt von einer Henne.“

„„Und nun, mein Herr, möchten Sie mir wohl sagen, woher eine Henne kommt?““

„Sie wissen es ja eben so gut, wie ich, Fräulein, eine Henne kommt aus einem Ei.“

„„Welches von beiden hat zuerst bestanden, das Ei oder die Henne?““

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie mit ihren Eiern und Hennen sagen wollen; aber doch, was am ersten von Beiden da war, das ist die Henne.“

„„Es gibt also eine Henne, welche nicht aus einem Ei gekommen ist?““

„Ach verzeihen Sie, Fräulein, ich gab nicht Acht darauf, das Ei war zuerst da.“

„„Es gibt also ein Ei, das nicht von einer Henne her ist? — antworten Sie doch mein Herr.““

„Ach, wenn Sie . . . . Verzeihen Sie . . . . das kommt . . . weil . . . sehen Sie . . . “

„„Ich sehe, mein Herr, daß Sie nicht wissen, ob das Ei vor der Henne, oder die Henne vor dem Ei da war.““

„Nun wohl, ich sage, die Henne.“

„„Gut, es gibt also eine Henne, die nicht aus einem Ei gekommen ist; sagen Sie mir jetzt, wer diese erste Henne geschaffen hat, von der alle Hennen und alle Eier hergekommen sind?““

„Mit ihren Hennen und Eiern halten Sie mich, wie es scheint, für einen Geflügelhändler.“

„„O nein, mein Herr, ich bitte Sie nur mir zu sagen, woher die Mutter aller Hennen und aller Eier gekommen ist.““

„Aber wozu doch . . .“

„„Weil Sie es nicht wissen, so werden Sie mir erlauben, es Ihnen zu lehren. Der die erste Henne, oder, wie Sie lieber wollen, das erste Ei geschaffen hat, ist derselbe, der die Welt geschaffen hat, und dieses Wesen nennen wir Gott. Wie, mein Herr, Sie können ohne Gott nicht das Dasein eines Eies oder einer Henne erklären, und wollen behaupten, ohne Gott das Dasein des Weltalls erklären zu können.““

Der junge Gottlose fragte nicht weiter darnach, er nahm heimlich seinen Hut und ging, so erzählt man, beschämt davon wie ein Fuchs, der keine Henne gefangen hat. (Philothea 8. Jahrg.)

---

2. Es ist ein Gott oder: auch der roheste Heide hat von Gott wenigstens eine dunkle Vorstellung.

Es wurden im Jahre 1721 einige Missionäre nach der Insel Grönland gesandt, um die dortigen Heiden mit dem Christenthume bekannt zu machen. Weil nun unter diesem Volke keine äußerlichen gottesdienstlichen Anstalten angetroffen wurden, so gerieth man dadurch auf die Meinung, daß durchaus keine Spur eines Begriffes von einem göttlichen Wesen unter ihnen vorhanden sein müsse. Bei einer nähern Bekanntschaft mit der grönländischen Sprache konnte man aber doch aus Gesprächen, sogar mit ganz wilden Grönländern, deutlich wahrnehmen, daß ihre Vorfahren an ein höheres Wesen geglaubt, und demselben einige Verehrung bezeugt haben, welche aber die Nachkommen nach und nach verabsäumten, bis sie endlich allen deutlichen Begriff von einer Gottheit verloren. Daß aber auch bei diesen noch eine dunkle Vorstellung von Gott verborgen lag, lernte man daraus einsehen, daß sie sogleich ohne Widerspruch der Lehre von Gott und dessen Eigenschaften Beifall gegeben haben. „Einst“, so erzäht Cranz in seiner Historie von Grönland, „wunderte sich Jemand in einer Gesellschaft von getauften Grönländern, wie sie doch ehedem so unverständig und ohne Nachdenken hätten dahin leben können.“ Hierauf

erwiederte einer: „Es ist wahr, wir sind unwissende Heiden gewesen und haben nichts von Gott und vom Heilande gewußt. Wer hätte es uns auch sagen sollen, ehe ihr gekommen seid. — Ihr müsset aber nicht glauben, daß kein Heide darüber nachdenkt. Ich habe oft daran gedacht: ein Kajak (kleines Jagdboot) mit Zubehör entsteht nicht von selbst, sondern muß mit Mühe und Geschicklichkeit von Menschenhänden gemacht worden sein, und wer damit nicht umzugehen versteht, der verdirbt leicht etwas daran. Nun ist der geringste Vogel viel künstlicher, als der beste Kajak, und Niemand kann einen hervorbringen. Der Mensch ist noch weit künstlicher und geschickter, als alle Thiere. Wer hat ihn hervorgebracht? Er kommt von seinen Eltern und diese kommen wieder von ihren Eltern her. Aber wo kommen denn die ersten Menschen her? Sie sollen aus der Erde gewachsen sein; — aber warum wachsen denn nun keine Menschen mehr aus der Erde? Und woher sind denn die Erde, das Meer, die Sonne, der Mond und die Sterne entstanden? Nothwendig muß Jemand sein, der Alles gemacht hat, der immer gewesen ist, und nicht aufhören kann. Derselbe muß unbegreiflich viel mächtiger, geschickter, weiser sein, als der klügste Mensch; er muß auch sehr gut sein, weil Alles, was er gemacht hat, so gut und nützlich ist. Ja, wenn ich den kennte, den wollt' ich recht lieb haben und in Ehren halten. Aber wer hat ihn gesehen und gesprochen? Niemand von uns Menschen. Es kann aber doch Menschen geben, die etwas von ihm wissen, die möcht' ich gerne sprechen. Sobald ich von euch zum erstenmale von dem großen Wesen gehört habe, so hab' ich's gleich und gern geglaubt, weil mich so lange darnach verlangte." — (Exempelbuch von Herbst.)

---

3. Es ist ein Gott oder: der Narr mit der Uhr.

Ein Mensch ließ sich eines Tages beifallen, seine Uhr nach allen ihren Theilen auseinander zu legen; und darauf wollte er sie wieder zusammensetzen und in ihren ersten Zustand zurückbringen. Nun seht, wie er sich dabei benahm. Er fieng damit an, daß er die Räder, die Getriebe, die

Ketten, die Zeiger, die Stifte, die Zapfen, die Bodenscheiben, die Federn aller Art wohl unter einander schüttelte; nachdem er hernach die Schachtel auf die Tafel gestellt, warf er alle diese verschiedenen Stücke aufs Gerathewohl, wie sie ihm in die Hand kamen, darauf hin. Endlich als er mit Werfen aufgehört hatte, untersuchte er, ob jetzt Alles gut eingerichtet sei, und ob die Uhr gehe. Er sah, daß nichts an dem sei. Doch verwunderte er sich nicht, daß es ihm das Erstemal nicht gelungen; er fieng sein Geschäft wieder von Neuem an; und statt ein Stück nach dem andern zu werfen, warf er nun mehrere auf einmal, bald zwei, bald drei, bald mehr, bisweilen warf er sie Alle mit- und untereinander. Diese verschiedenen Versuche waren aber nicht glücklicher, als der erste; er fand in der Schachtel immer das nämliche Mischmasch, und keinen Schein von Zusammenfügung und Bewegung. Er wurde indeß der Sache nicht überdrüssig, sondern setzte diese sonderbare Beschäftigung den ganzen Tag fort, indem er mit seinen Würfen auf tausenderlei Art abwechselte; aber er konnte es nie dahin bringen, daß ein einziges Stück in die passende Lage gekommen wäre; oder wenn auch dieß von ungefähr Einmal geschah, so brachte es der nächste Wurf wieder aus der Ordnung und auf eine andere Seite.

Leser! Du sagst zu dir selbst: Dieser Mann war also ein Narr! Dein Schluß ist richtig, ja, sein Verstand war verrückt. Allein da seine Narrheit friedlicher Natur war, und er Niemanden etwas Leides zufügte, so hatte ihn seine Familie nicht einsperren wollen, und er lebte frei in seinem Hause. Wenn du aber urtheilst, dieser Mann habe seinen Verstand verloren, weil er damit, daß er alle Stücke untereinander in die Schachtel warf, seine Uhr wieder herstellen, und alle Stücke jedes wieder an seine Stelle setzen wollte; was mußt du erst von jenen sogenannten Philosophen denken, welche behaupten, daß die ganze Welt, der Himmel, die Erde, die Sonne, die Sterne, die Planeten, die Elemente, die Erndten, die Bäume, die Früchte, die Blumen, die Metalle, die Edelsteine, die Flüsse, die Meere, die Thiere, unsere Seelen selbst durch das Zusammentreffen der Theile der Materie seien gebildet worden, daß diese Theile, ordnungslos und von ungefähr in Bewegung gesetzt und herumgetrieben, endlich dadurch, daß sie aneinander geschlagen und aneinander hangen

geblieben, sich in die schöne Ordnung, worin wir sie jetzt sehen, gefügt hätten; und daß diese regelmäßigen Bewegungen der Gestirne, diese beständige Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, diese Fruchtbarkeit der Erde und der Thiere, nur die Wirkung eines glücklichen Ungefährs, und die Frucht eines glücklichen Augenblickes seien, wo alle Theile der Materie sich genau, wie zur Hervorbringung aller dieser Wunder erfordert wird, in Ordnung befunden hätten? Was mußt du denken, sage ich, von diesen sogenannten Weisen? Kommen sie dir nicht tausendmal unsinniger vor, als der Mann mit der Uhr? Ja ihre Thorheit übertrifft die Seinige so weit, als die Hervorbringung der Welt das Wiedereinrichten einer Uhr übertrifft. Aber gibt es auch wirklich, wirst du mich vielleicht fragen, Menschen, albern genug, solche Gedanken zu haben? Ach! es gibt deren nur zu viele. Ich will dir nur Einen anführen, der sich mit folgenden Worten ausdrückt: „Denke, daß, wenn auch die Möglichkeit, die Welt von ungefähr hervorzubringen, sehr klein ist, doch die Menge der Würfe unendlich ist, d. h. daß die Schwierigkeit des Ereignisses durch die Menge der Würfe aufgewogen wird.“ (Philosophische Gedanken Nro. 21.)

Du siehst hier, daß er fest glaubt, in den unendlichen Würfen der Materie müsse sich die Zusammenfügung, woraus die Welt entsteht, befinden. Ich möchte eben so gerne sagen, daß, wenn der Mensch an der Uhr, statt nur Einen Tag auf das zufällige Werfen der Stücke in die Schachtel zu verwenden, diese Uebung in's Unendliche fortsetzen könnte, er wohl eines Tages das Vergnügen haben könnte, seine Uhr auf einmal in ihren ersten Zustand hergestellt, und genau die Stunden anzeigend zu sehen. Welch' ein Unsinn!

Allein diese so tiefen Denker achten nicht auf einen wesentlichen Punkt. Gesetzt nämlich, es wäre möglich, daß unter unendlich vielen Zusammenfügungen sich diejenige fände, die uns die verschiedenen Theile der Welt vor Augen stellte; gesetzt auch, daß, nachdem ein Wurf der Materie diese Zusammenfügung zu Stande gebracht, ein anderer Wurf sie nicht wieder zerstörte, so würde doch alles dieses nicht hinreichen, die Welt, so wie sie ist, hervorzubringen; denn es gibt in der Welt nicht nur verschiedene Arten von Wesen, die auf eine bestimmte Weise geordnet sind, sondern es gibt auch beständige Gesetze, welche diese Ordnung aufrecht er-

halten, Gesetze, welche den Umlauf der Gestirne, Gesetze, welche das Wachsthum der Pflanzen, Gesetze, welche das Hervorbringen beseelter Wesen u. a. m. ordnen. Ist es nun aber nicht äußerst klar, daß niemals aus bloßen Zusammenfügungen der Materie irgend ein Gesetz hervorgehen könne? (Bonaventura's Parabeln.)

---

4. Es ist ein Gott oder: das vom Himmel gefallene Blatt Papier.

Ein adeliger Jüngling zu Toulouse in Frankreich, sonst nicht zu den Schlechten gehörig, (so erzählt der gelehrte Jakob Lobbet) war unter entartete und gottlose Gesellschaft gerathen, und hatte unter den bösen Gesellen solche Fortschritte in der Ruchlosigkeit gemacht, daß er nahe daran war, wie sie, an Gott zu zweifeln. Aber ein Rest von guter Erziehung und Ehrlichkeit war ihm noch geblieben. Deßhalb kündigte er dem Allerhöchsten nicht gleich den Gehorsam auf, sondern er wollte zuvor einen Versuch machen, zu erfahren, ob denn wirklich ein wachsamer, Alles sehender Gott im Himmel sei, der die Menschen beobachte und Kenntniß von ihnen nehme. Zu diesem Ende wanderte er in der Abenddämmerung vor die Stadt hinaus, stellte sich in einer öden und einsamen Gegend unter den freien Himmel hin und rief laut: „Wohlan denn, wenn es einen Gott gibt, es sei in der Höhe, es sei in der Tiefe, so zeige er sich! Erfahre ich, daß er wirklich ist, so will ich an ihn glauben und ihn bekennen.“ — So lärmte und rasete der Unglückselige und forderte von Gott ein Zeichen, daß er sei und lebe. Und Gott, der unendlich barmherzige Gott, gab es ihm. Mitten im Dunkel der Abenddämmerung schien es ihm, als zeigte sich ein heller Schimmer oder Lichtblick, und als schwebte etwas, wie ein Papierblatt von außerordentlicher Weiße, herunter, das bis zu seinen Füßen sich herabsenkte. — Es war ihm ferner, als fasse er dieses Blatt, um die Worte zu lesen, die darauf mit goldenen Buchstaben sich zeigten. Es waren die drei ersten Worte des 50. Psalms: „Miserere mei Deus!“ (Erbarme Dich meiner, o Gott!) Und plötzlich, wie in einen andern Menschen umgewandelt, fiel er

auf die Kniee, zerfloß in Thränen, schlug an seine Brust, und kehrte langsamen Schrittes in seine Wohnung zurück. Dort brachte er die ganze Nacht in Wehmuth und Nachdenken zu, und sobald der Morgen graute, eilet er in ein Gotteshaus, um durch ein reumüthiges Bekenntniß seiner Sünden sich zu reinigen. Von nun an befliß er sich eines frommen und heiligen Lebenswandels, und fand in Gott seine Freude und Ruhe. Er selbst bekräftigte eidlich die Wahrheit dieses Ereignisses, durch das sich die unendliche Barmherzigkeit Gottes an ihm kund gethan. (Jugendbibliothek.)

---

5. Gott beweiset sein Dasein dem Freigeiste oft ganz wunderbar, oder: die Horniß.

Zum Belege für diese Wahrheit hat uns der Minorit Hugarius eine gar wunderbare Geschichte aus der christlichen Ritterzeit hinterlassen. Es war nämlich einmal ein junger Spanier von adeliger und glänzender Herkunft, der ganze Tage und Nächte bei den Würfeln zu sitzen gewohnt war, und die Wechselfälle dieses verhängnißvollen Spieles schon mehr als genügend erfahren hatte, ohne doch von der verderblichen Leidenschaft geheilt zu werden. Die letzte Nacht, die er so vergeudete, war unheilvoller als alle früheren; schon hatte er so große Summen verloren, daß er sich gänzlich zu Grunde gerichtet fühlte. Jetzt aber, da er am Rande des Abgrundes schwebte, ward in ihm ein Gedanke rege, der überall erwachen muß, wo der menschliche Geist, von Gefahr und Noth bedrängt, auf sich selber und seine Armseligkeit sich besinnt, — er nahm seine Zuflucht zum Gebete. Mit geschlossenen Lippen und im Stillen, um nicht von den Spielgenossen beobachtet zu werden, flehte er eifrig zu Gott um die Gnade, ihm nur so lange wirksam beizustehen, bis er durch neue Gewinnste das Verlorne wieder hereingebracht hätte. So groß jedoch sein Vertrauen und so inbrünstig seine lautlose Bitte war, so wenig wollte eine Spur von Erhörung sich zeigen. Immer noch auf das Gelingen des nächsten Wurfes hoffend, setzte der Unglückliche Alles, was er irgend noch sein nennen konnte, auf's Spiel, bis er zuletzt sich gezwungen sah, auch die Kleider zu verpfänden, die er am Leibe trug. —

Welche Gefühle mochten jetzt sein Herz bestürmen? Er fühlte es mit tiefem Unwillen, daß der Gott, den er angerufen, verborgen geblieben und seinen Wünschen kein Gehör gegeben; daher entbrannte er in einen so thörichten Zorn, daß er nicht nur den Glauben an einen wirklichen Gott absagte, sondern auch noch einer kühnern Tollheit sich vermaß. — Er rüstete sich nämlich frühmorgens mit Harnisch, Helm und Speer, bestieg das Pferd, das ihm die Gläubiger noch nicht weggeführt hatten, und sprengte durch die Straßen auf dem Marktplatz, wo er die zahlreich versammelten Leute förmlich herausforderte, indem er ausrief: „So Jemand hier zugegen, der sich für einen Bekenner und Anbeter Gottes erklärt, so möge er es im ehrlichen Zweikampfe mit mir aufnehmen; und sollen noch so viele sein, die sich dazu erbieten, so mögen sie nur Einer nach dem Andern an mich herankommen; ich werde über alle den Sieg gewinnen, und dadurch die Wahrheit an den Tag bringen, daß kein Gott im Himmel sei, den man zu fürchten oder auf den man zu hoffen hätte!“ — Mit Staunen horchten noch die Leute diesem wiederholten Zurufe und wußten nicht, ob sie den übermächtig aussehenden Jüngling für einen Frevler oder Wahnsinnigen zu halten hätten, als ein anderes streitbares Wesen, eine Horniß oder Wespe, durch eine Oeffnung seines Helmes schlüpfte und mit dem scharfen Stachel seine Stirne so schmerzlich verwundete, daß er vor Grimm und Ungeduld den Helm herabriß und zu Boden warf. Der Feind gewann dadurch einen noch freiern Raum für seinen Angirff, so daß dem Gequälten keine Wahl übrig blieb, als sich vom Pferde herabzuschwingen und sein Angesicht in den lockern Sand zu drücken. Doch das hartnäckige Thier, kaum von da vertrieben, warf sich dem Jüngling auf das Hinterhaupt und den Nacken und verursachte ihm so grausame Qualen, daß der gedemüthigte Held mit lauter Stimme bekannte, es sei wahrhaft ein Gott im Himmel, der die Menschen züchtige und ihren Uebermuth bestrafe. (J. E. Veith.)

---

6. Es ist ein Gott oder: der ungläubige Gastwirth.

Ein Mann, der auf Reisen von ungläubigen Leuten und gotteslästerlichen Schriften eingenommen und irre ge-

leitet worden war, kaufte sich späterhin in einer Stadt eine Gastwirthschaftsgerechtigkeit. Bei diesem Geschäfte fand er Gelegenheit genug, seine gottlosen Ansichten auszubreiten und seine schändlichen Spöttereien an den Mann zu bringen. Und wirklich! er ließ es daran nicht fehlen. — Eines Abends kehrten zwei rechtschaffene, gottesfürchtige Männer bei ihm ein und konnten nicht mehr weiter kommen. Er plagte dieselben von 6 bis 11 Uhr in der Nacht mit seinem ungläubigen Geschwätze und wollte sie überreden, daß kein Gott, kein Erlöser, kein Gericht, kein Himmel und keine Hölle sei u. s. w. Sie wollten ihn mit Gottes Wort widerlegen; er spottete aber darüber nur noch mehr. Um 11 Uhr gingen die zwei Männer zu Bette. Der eine von ihnen weinte bitterlich über die abscheulichen Lästerungen; der andere aber tröstete ihn und sagte: „Es ist ja nichts Neues, daß es solche Spötter gibt. Der König David hat ja schon vor 3000 Jahren geklagt: „Der Thor spricht in seinem Herzen: „Es ist kein Gott! Verderbt sind sie und abscheulich sind sie geworden in ihren Anschlägen.“ — Kaum hatten sie eine halbe Stunde geschlafen, so gerieth eines Nachbars Haus gerade gegenüber in Brand, und die helle Flamme erfüllte das Gasthaus durch die vielen Fenster mit einem schauerlichen Lichte. Die zwei Männer erwachten, erschracken und meinten schon, der Gasthof stehe in Flammen; liefen deßwegen vor des Wirthes Kammer, weckten ihn auf und kündeten ihm an, daß sein Haus in lichten Flammen lodere. Als der starke Geist aus der Kammer heraus trat und den rothen, furchtbaren Schein des Feuers in seinem Hause sah, schlug er die Hände zusammen und rief aus: „O, du allmächtiger Gott! o du starker Gott! o du gnädiger und barmherziger Gott! hilf mir doch in dieser schrecklichen Gefahr!“ Der eine Mann fiel ihm in die Rede und sprach: „Ei, du unverständiger Mensch! Du hast ja den ganzen Abend gelästert und gesagt, es sei kein Gott; und nun soll er dir helfen, weil du in der Noth bist?“ — O wie viele solche Gotteeläugner und Spötter gibt es, leider! nicht auch heut zu Tage noch, die nur von Gott etwas wissen wollen, wo sie ihn brauchen können! — — — So unendlich viele und unwiderlegbare Beweise für Gottes Dasein finden wir allenthalben in und außer uns; wer könnte da an Gottes Dasein auch nur noch zweifeln?? (Mehlers Beisp. I B.)

7. Die Nothwendigkeit der Offenbarung oder: der Weltweise Thales.

Als Christen sind wir nicht nur zur Würde der Kinder und Erben Gottes bestimmt, sondern wir übertreffen auch an wahrer Weisheit alle Weltweisen des Alterthums. In dieser Beziehung sagt daher auch Tertullian (in seiner Apologie Nro. 46.): „Der berühmte Weltweise Thales konnte nach einer langen Bedenkzeit dem Könige Crösus die Frage nicht beantworten: Was Gott sei, — welches doch die erste aller Wissenschaften ist, und nun kennt jedes Kind unter den Christen, das in der einfachen Lehre des Christenthums unterrichtet ist, Gott in seiner Natur, in seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten und kann mit David sagen: „Ich bin klüger, als die Alten." (Ps. 118, 100.)

---

8. Die Autorität der Kirche oder: der heilige Märtyrer Romanus und der Säugling.

Die Autorität der Kirche bildet den Felsengrund der Wahrheit. Was die Kirche ausspricht, das ist und bleibt wahr, weil sie vom Geiste Gottes geleitet, und dadurch unfehlbar ist. „Die Kirche lehrt so, und darum glaube ich so," das ist die Sprache des gläubigen Katholiken. — Es wird von dem heil. Blutzeugen Romanus erzählt, daß er in Gegenwart des Präfekten Asklepiades grausam gepeiniget, diesen Tyrannen anredete: „Wenn du meinen Worten nicht glauben, der heiligen Wahrheit, die ich dir verkünde, nicht beipflichten willst, so frage dort jenes unmündige Kind, das vom Verdacht aller Falschheit frei ist, und aus seinem Munde sollst du dieselbe Wahrheit hören!" Bei diesen Worten zeigte er auf einen Säugling hin, den unter andern rings umherstehenden Christen eine christliche Mutter auf ihren Armen trug. Und sogleich, die Worte des Psalmes bestätigend: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dein Lob bereitet, um den Feind zu nichte zu machen," rief dieses Knäblein mit lauter Stimme: „Christus ist wahrer Gott!" — Der Präfekt, von der Neuheit des Ereignisses betroffen, und seiner selbst nicht mächtig, fragte zürnenden Angesichtes:

„Wer hat dir das gesagt?" Und das Kind erwiderte: „Mir die Mutter, der Mutter Gott." — Wer immer gefragt werden mag, woher er die Geheimnisse der christlichen Religion wisse, weiser als dieses Kindlein kann er nicht antworten. Wer hat, o Christ! dich gelehrt, daß Christus der Sohn Gottes sei, daß er durch seinen Tod die Menschen erlöset, daß er glorreich auferstanden, daß er wieder erscheinen werde, als Richter? „Mir hat es meine Mutter gesagt, die heilige Kirche, der Kirche aber Gott." Christus hat die Geheimnisse des Glaubens den Aposteln geoffenbart, die Apostel haben die Kirche belehret, die Kirche belehrt uns Alle. — (J. E. Veith.)

9. Die heilige Schrift oder: die beseitigte Feuersgefahr.

Der heilige Gregor von Tours erzählt im Leben der Väter, daß während des Brandes der Stadt Arvenna der heilige Gallus in die Kirche trat, sein Gebet vor dem Altare verrichtete, dann das Buch der Evangelien nahm, dasselbe öffnete und den Flammen entgegenhielt, die alsbald so gänzlich erloschen, daß auch nicht der mindeste Funke übrig blieb. Deßgleichen erzählt Nicephorus, daß der heilige Marianus, als einst eine Feuersbrunst die Kirche zur heiligen Anastasia ergriffen hatte, das Buch der heiligen Evangelien erfaßte, damit auf die Zinne dieser Kirche ging, daselbst im Gebete anhielt und auf solche Weise das Gebäude von der unvermeidlichsten Gefahr errettete. Und nichts Erstaunliches ist es eben, wenn das Evangelium das materielle Feuer löscht, da dasselbe schon so oft das weit größere Feuer fleischlicher Begierlichkeit löschte. (Mehlers Beisp. I. B.)

10. Die heilige Schrift oder: die rettende Bilderbibel.

Ein kleines französisches Heer, unter welchem Deutsche waren, eroberte eine deutsche Festung. Da die Plünderung derselben den Kriegern als Ersatz sechsmonatlicher Entbehrungen versprochen war, so eilte jeder Soldat in diejenigen Häuser, worin wohlhabende Leute zu wohnen schienen. Ein

deutscher Krieger, Namens Edelreich, brach, durch das Beispiel seiner Mitstreiter verführt, in das Haus einer mittelmäßig begüterten Wittwe. Als er in das Zimmer trat, sah er eine in Trauerkleider gehüllte Mutter, von vier kleinen Kindern umklammert, deren ältestes, Gottlieb, ein Knabe von sechs Jahren, dem wild eintretenden Krieger entgegenlief, und ihm eine Bilderbibel mit den Worten bot: „Da, lieber Mann! ich schenke dir mein liebstes Eigenthum, nur thu' meiner armen Mutter nichts!" Betroffen öffnete der Soldat die Bibel und traf mit seinem Blicke auf eine Stelle, die ihm durch's Herz ging. — „Euch nehme ich nichts!" sprach er mit nassem Blicke zu der todtenbleichen Mutter, „aber die Bibel hier lasset mir!" — „Gottes Segen dir edelmüthiger Mann!" rief ihm die Wittwe nach, als er das Zimmer verließ. Weit öffnete der menschenfreundliche Krieger die Hausthüre, setzte sich auf einen Ruhestein neben derselben, und schreckte seine raubgierigen Kameraden von dem Eintritte durch die Versicherung ab: „In diesem Hause findet ihr nichts mehr." — Als die zum Plündern gestattete Zeit verflossen war, schlug Edelreich die Thüre zu, und verfügte sich in die auf seinem Billete bezeichnete Wohnung. — Am andern Tage drang eine Abtheilung des vaterländischen Heeres in der Nacht unvermuthet durch die zerschossenen Mauern in die Festung und goß auf den unvorbereiteten Feind einen Hagel von Kartätschen. Während die ganze Reihe, worin Edelreich stand, todt zu Boden stürzte, flogen auch ihm zwei Stücke Eisen gerade auf die Brust, und er fiel bewußtlos auf den Boden. — Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich, griff verwundernd in die Brust, an die er den schrecklichen Schlag bekommen hatte, und fand, daß die Eisentrümmer tief in Gottliebs Bibel stecken geblieben waren, welche Edelreich bei nächtlicher Weile an derselben verwahrt hatte. — Nach sieben Jahren sandte Edelreich als Befehlshaber eines Bataillons dem dreizehnjährigen Gottlieb fünfhundert Ducaten mit einem Briefchen folgenden Inhaltes zu:

„Diese Kleinigkeit zur Belohnung dem edlen Knaben, der vor sieben Jahren sein liebstes Eigenthum zum Lösegeld für seine Mutter brachte und damit das Leben rettete

seinem dankbaren Freunde

(Jugendbibl. B. 4. S. 63.) Edelreich, Bataillonschef."

11. So muß man die heilige Schrift lesen.

Ein armer Junge, kaum acht Jahre alt, lief hilflos und verlassen im Lande umher. Sein Vater, ein Soldat, hatte den Tod der Ehre auf dem Schlachtfelde gefunden, und seine gute Mutter hatte ihm der Tod schon frühzeitig entrissen. Vater- und mutterlos stand das arme Kind da in der Welt und nahm dankbar das Almosen hin, welches ihm wohlthätige Hände reichten. Als er nun eines Tages wiederum von Haus zu Haus zog, um seiner Wohlthäter Mitleid anzusprechen, kam er auch vor das Haus eines braven Bürgers zu Eimbeck. Es war Sonntag und der Mann las eben laut in der heiligen Schrift die Worte des göttlichen Heilandes: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf!“ Er hielt inne, sah seine Frau an und sprach: „Frau! hörst du?“ — „Ja,“ sprach die Frau, „wir wollen thun, was der göttliche Erlöser uns anbefiehlt.“ — Sie riefen den Knaben in's Haus, und von Stunde an wurde er mit ihren Kindern erzogen und wie ihr eigenes Kind behandelt. — Alle, die den Namen Christen führen, hören und lesen die Evangelien, aber nur jene, welche thun, was sie da hören und lesen; nur diese sind wahre Christen.

---

12. Die Nothwendigkeit der Tradition.

Ich befand mich einst, erzählt der Abbé Para du Phanjas*), bei einem Protestanten, der mit vieler Beredsamkeit die Nothwendigkeit und Unfehlbarkeit der Tradition bekämpfte. Glauben Sie denn nicht an die heilige Schrift? fragte ich ihn. Aber was hat, erwiderte der Protestant, das göttliche Buch mit eurer fabelhaften Tradition gemein? — So geben Sie mir, bemerkte ich, eine heilige Schrift und ich will Ihnen die wesentliche Verbindung der einen mit der andern zeigen. — Der Protestant nahm meine Aufforderung an und reichte mir das alte und neue Testament in Einem Bande. Ich öffne es, durchblättere es, und, indem ich es ihm mit verstelltem Unwillen zurückgebe, spreche ich zu ihm: „Ich wünsche die heilige Schrift zu haben, mein Herr! und nicht dieß fabelhafte Buch, das Sie mir da gaben.“ — Das

---

*) Der Verfasser einer Metaphysik.

Buch, welches ich Ihnen da gebe, versetzte der Protestant voll Aerger über meine Worte, ist das Buch aller Bücher, ist das Buch, welches den alten und den neuen Bund Gottes mit den Menschen enthält. — Und woher wissen Sie denn, daß dies Buch das göttliche Werk ist, wovon Sie reden, und nicht irgend ein fabelhaftes Werk, das früherer oder späterer Zeit in Griechenland oder in Palästina, zu Rom oder zu Genf, zu Paris oder zu Amsterdam in einem finstern Winkel fabrizirt und unterschoben worden ist? — Woher ich das weiß? entgegnete der Protestant, ich weiß es durch das untrügliche Zeugniß unserer Väter, die von Jahrhundert zu Jahrhundert das Buch, als ein göttliches Buch uns überliefert haben! — Aha! Sie lassen also, mein Herr! eine unfehlbare Traditon zu, der sie doch so stolz gegen die Tradition protestiren! (Guillois I. Bd. S. 213.)

Von dem Glauben und dem apostolischen Glaubensbekenntnisse.

1. Unser Glaube muß fest sein, oder: Eleazar.

Eleazar, ein 90jähriger Greis, sollte unter dem Könige Antiochus seinen Glauben verläugnen, und zum Zeichen dessen — Schweinefleisch essen, was den Juden verboten war. — Man sperrte ihm mit Gewalt den Mund auf, um ihn zu zwingen, solches zu essen. — Aber er wollte lieber sterben, als wider die Vorschrift seines Glaubens handeln. — Einige der Umstehenden hatten aus alter Freundschaft Mitleid mit ihm, und sagten heimlich zu ihm, sie wollten ihm anderes Fleisch geben, das er wohl essen dürfe: er möchte sich nur so stellen, als esse er Opferfleisch, damit er nicht sterben dürfe. Aber Eleazar antwortete: „Bringt mich nur immerhin unter die Erde, in das Grab. Es steht meinem Alter nicht an, daß ich noch so heuchle. — Da müßte ja die Jugend denken: der alte 90jährige Eleazar ist auch ein Heide geworden. — Diese Heuchelei wegen einer so kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe, würde die Jugend zum Bösen verführen und mein Alter entehren. Und was hätte ich auch davon, wenn ich zwar jetzt den Strafen der Hölle entginge, — da ich doch der Hand des Allmächtigen, ich sei todt oder lebendig, nie entfliehen könnte? Daher will ich als ein Mann

in den Tod gehen, — und mich meines hohen Alters würdig betragen, und der Jugend ein kräftiges Beispiel zurücklassen, für Gottes herrliche, heilige Gesetze muthig und willig zu sterben, wie ich.“ So sprach der edle Glaubensheld, und ließ sich zur Marter führen. Als er nun bis zum Tode geschlagen wurde, seufzte er und sprach: „Allwissender! Du weißt es, was für Schmerzen, denen ich hätte wohl entgehen können, ich jetzt am Leibe erdulde; aber der Seele nach leide ich sie gern aus Ehrfurcht vor Dir.“ — (2. Machab. 6.)

---

2. Unser Glaube muß fest sein oder: die sieben machabäischen Brüder und ihre Mutter.

Der König Antiochus ließ auch eine Mutter mit ihren 7 Söhnen vor sich bringen, und sie mit Geißeln und Ochsensehnen schlagen, um sie zu zwingen, Schweinefleisch zu essen. Da sagte der älteste von den Brüdern zum Könige: „Wir wollen eher sterben, als etwas gegen das göttliche Gesetz unserer Väter thun.“ Der König ließ ihm nun, weil er zuerst geredet, die Zunge ausreißen, die Haut abziehen und und Hände und Füße weghauen. Darauf wurde er, da er noch am Leben war, auf einen glühenden Rost gelegt und langsam gebraten, bis er starb. — Die andern Brüder und die Mutter mußten zusehen. Doch sie sprachen einander Muth zu, und so ging einer nach dem andern standhaft zum Martertod. — Als nur noch der jüngste Bruder übrig war, so nahm der König ihn zu sich, und wollte ihn durch die schönsten Versprechungen bereden, daß er von seinem Glauben abfallen sollte. — Ja, der König forderte selbst die Mutter auf, daß sie ihn dazu bereden sollte, damit doch Einer ihrer Söhne am Leben bleibe. Allein die Mutter beugte sich zu ihrem Sohne herab und sagte: „Mein liebes Kind! Sieh' Himmel und Erde an und Alles, was darin ist! Sieh' dieses Alles hat Gott aus Nichts gemacht. Fürchte dich also nicht vor dem Henker, sondern zeige dich deiner Brüder würdig, und stirb gern! So wird der barmherzige Gott — sammt deinen Brüdern — dich mir wieder geben.“ — Und der Kleine starb gern, obwohl er noch am meisten gemartert wurde, und ihm folgte endlich die heldenmüthige Mutter nach. (2. Machab. 7.)

---

3. Unser Glaube muß fest sein oder: die heilige Felizitas mit ihren sieben Söhnen.

Beiläufig im J. 150 n. Chr. lebte zu Rom eine fromme Wittwe, Namens Felicitas, mit ihren 7 Söhnen. Ihr frommer Wandel erregte die Eifersucht der Götzenpriester, die sie beim Kaiser als Christin, die den Göttern nicht opfern wollte, verklagten. Der Kaiser befahl dem Stadtpräfekten Publius, die Sache zu untersuchen, und sowohl die Mutter als auch ihre Söhne zu zwingen, den Göttern zu opfern.— Zuerst ließ nun der Stadtpräfekt die Mutter zu sich rufen, und redete ihr anfänglich freundlich, dann drohend zu, ihren Glauben zu verläugnen. Aber alles war umsonst. — Der Präfekt stellte ihr vor, daß sie durch ihre Hartnäckigkeit, wie er es nannte, auch das Leben ihrer Kinder in Gefahr bringe, worauf sie lächelnd erwiderte: „Meine Kinder werden ewig leben, wenn sie den Göttern nicht opfern; thun sie es aber, so gehen sie in's ewige Verderben." Am andern Tage hielt der Präfekt öffentlich auf dem Marsfelde Gericht, und ließ die Mutter mit ihren 7 Söhnen vor seinen Richterstuhl bringen. Noch einmal ermahnte sie der Präfekt, sich ihrer Kinder zu erbarmen. — Sie aber antwortete: „Würde ich dir folgen, und meine Kinder zum Abfall von dem wahren Glauben verleiten, so wäre ich die grausamste Mutter gegen dieselben." Dann wandte sie sich zu ihren Söhnen und sprach: „Sehet den Himmel an, meine Lieben! — schauet empor; dort harret euer Christus mit allen seinen Heiligen. Kämpfet für eure Seelen, erweiset euch treu in der Liebe Jesu Christi!" — Als Publius dies hörte, befahl er sie mit Backenstreichen zu schlagen, und in den Kerker abzuführen. — Nun machte sich der Richter an ihre Söhne, ließ einen nach dem andern vorführen, suchte sie sowohl durch schöne Versprechungen zu locken, als auch durch Drohungen zu schrecken. Aber alle seine Mühe war vergeblich, — jeder bekannte frei und offen, lieber zu sterben, als den Glauben zu verläugnen. — Einer, der Alexander hieß und noch fast ein Kind war, sprach: „Ich bin ein Knecht Christi! Ihn bekenne ich mit dem Munde, ihn habe ich auch im Herzen, und ihn bete ich auch ohne Unterlaß an! — Mein zartes Alter hat die Weisheit eines Greises, wenn ich nur den wahren Gott verehre." —

Der Stadtpräfekt ließ nun alle sieben, wie zuvor ihre Mutter, in's Gefängniß abführen und stattete dem Kaiser einen schriftlichen Bericht ab. — Der Kaiser befahl, diese standhaften Bekenner verschiedenen Richtern zu übergeben, die jeden nach ihrem Gutbefinden zu irgend einer Todesart verurtheilen sollten. Januarius wurde mit Geißeln, die mit bleiernen Kugeln beschwert waren, und Felix und Philippus mit Kolben todt geschlagen. Den Sylvanus stürzte man von einer Höhe herab, und Alexander, Vitalis und Martialis wurden, als die jüngsten, enthauptet. Die Mutter mußte diesen Martern zusehen, wobei sie ihre Söhne immer zur Standhaftigkeit ermahnte. Nachdem sie noch 4 Monate im Kerker geschmachtet, wurde endlich auch sie enthauptet. — (Ruinart's Acten der Mart. Bd. I.)

---

4. Unser Glaube muß fest sein oder: die heilige Blandina.

Im Jahre 177 nach Christus — unter dem Kaiser Mark Aurel — wurden zu Lyon in Gallien mehrere Tausend Christen grausam gemartert. Auf Anstiften der Götzenpriester hatte sich nämlich unter den Heiden das Gerücht verbreitet, daß die Christen in ihren geheimen Versammlungen ein Kind tödten und dann gebraten aufessen. Wahrscheinlich hatten sie von dem heil. Altarssakramente gehört, daß da das Fleisch und Blut Jesu Christi genossen werde, und daraus obiges Gerücht ausgesponnen. Man wüthete daher furchtbar gegen die armen Christen. — Hier zeichnete sich vor Allen eine zarte Jungfrau, Blandina, durch ihre Standhaftigkeit aus. — Sie war eine Magd von schwächlichem Körperbaue, weßhalb die Gläubigen fürchteten, diese dürfte bei den großen Martern — im Bekenntnisse nicht ausharren. Allein sie übertraf die Stärke aller Martyrer zu Lyon. — Einen ganzen Tag lang wurde sie durch Foltern gepeinigt, die Peiniger — ermüdet — löseten sich von Zeit zu Zeit ab; allein die zarte Jungfrau wurde im Erdulden der gräßlichsten Qualen nicht ermüdet. Man wunderte sich, daß sie noch leben könne. Alles wurde versucht, um ihr das Geständniß zu erpressen, daß bei den Christen ein Kind gemordet und sonst allerlei Böses verübt werde. — Allein die gequälte

Dulderin rief den Namen Jesu aus, fühlte sich neu gestärkt und sprach: „Ich bin eine Christin; bei uns geschieht nichts Böses.“ Ihre Quäler mußten gestehen, von einem schwachen Mädchen überwunden zu sein. — Eines Tages wurde sie an einen Pfahl gebunden, ihre Arme ausgestreckt, und so sollte sie von den wilden Thieren, die man los ließ, vor den Augen der Heiden aufgefressen werden. Aber kein Thier wollte sie angreifen, und man mußte ihre Hinrichtung auf einen andern Tag verschieben. — Da sperrte man sie dann in ein Netz, und ließ einen wilden Ochsen auf sie los. Dieser nahm sie oft auf seine Hörner, und schleuderte sie hoch auf. Sie wurde dabei jämmerlich zugerichtet, aber nicht getödtet, bis man ihr endlich das Haupt abschlug. — Vor ihr war ein fünfzehnjähriger Christenknabe, Ponticus mit Namen, grausam gequält, dem sie stets zurief, nur standhaft zu sein, bis er endlich unter den Peinigungen den Geist aufgab. (Ebendas.)

---

5. Unser Glaube muß fest sein oder: die 40 Ritter.

Im Jahre 316 n. Chr., als Agricola, Statthalter zu Sebaste in Armenien, von Licinius, der den Christen feind war, den Befehl erhalten hatte, diese zu verfolgen, so forderte er alle, die an Christum glaubten, zu sich. Die ersten, welche erschienen, waren 40 Soldaten, die sich sowohl durch Wohlgestalt, als auch durch Tapferkeit auszeichneten. — Gefragt, ob sie Christen wären, bekannten sie unerschrocken ihren Glauben, und erklärten, daß sie lieber Alles, ja den marter-vollsten Tod selbst erleiden wollten, als ihren wahen Glauben verläugnen. — Der Statthalter schmeichelte ihnen anfangs, und suchte sie durch allerlei Versprechen in ihrem Bekenntnisse wankend zu machen. — Als aber dieß vergeblich war, so befahl er, sie zu geißeln und dann nackt und mit zerfleischtem Leibe auf das Eis eines gefrornen Teiches zu stellen. In der Nähe ließ er auch ein laues Bad herrichten, worin sich jeder, den es reuen würde, sogleich erwärmen könnte. — Sowohl bei dem Bade, als auch um den Teich herum hielten Soldaten Wache. — Als die 40 Bekenner auf das Eis sich hinstellten, so beteten sie laut: „Unser 40 sind wir auf den Kampfplatz getreten, gib, o Herr! daß wir

auch alle 40 die Siegeskrone erhalten, und keiner von uns 40 unter den Sieggekrönten fehle. Unsere Zahl 40 ist eine ehrenvolle Zahl; denn du, o Jesus! hast durch deine 40tägige Fasten diese Zahl geehrt." — Der Soldat, der beim Bade stand, sah unverwandt auf die heiligen Bekenner hin, — und bemerkte plötzlich, wie Engel vom Himmel herabschwebten, und 39 von den Duldern schöne Siegeskronen aufsetzten. Nur Einer erhielt keine. Da sprach der Wächter bei sich selbst: „Wie! es sind ja ihrer 40; wo ist denn für den vierzigsten Mann die Krone?" Aber, siehe da! kaum hatte er dieß bei sich gedacht, so sprang einer der 40 von dem Eise weg und dem Bade zu. — Allein Gott wollte die Bitte der Martyrer, daß ihre Zahl 40 ganz bliebe, erfüllen, und erleuchtete den Wächter mit seinem Gnadenstrahle, so daß er laut den übrigen Soldaten zurief, er glaube jetzt auch an Christum, — und kaum gesagt, warf er seine Kleider weg, und stellte sich bloß auf das Eis zu den übrigen 39 hin, so daß die Zahl 40 wieder ganz war. — Man ließ sie die ganze Nacht so in der Kälte aushalten. Morgens sandte der Statthalter Wagen, um sie zum Verbrennen abführen zu lassen. Sie athmeten zwar noch, aber waren ganz kraftlos. — Einer, der noch mehr Leben zeigte, den jüngsten unter ihnen, Namens Melitho, wollte man zurücklassen, um ihm Bedenkzeit zu geben. Als dieß seine Mutter merkte, so lief sie eiligst herbei, und ermunterte ihn also zum letzten Kampfe: „O mein Sohn! vollende den seligen Lauf mit deinen Gefährten; bleibe nicht allein von ihrer Schaar zurück, damit du nicht länger von der Anschauung Gottes zurück gehalten werdest." — Nun half sie ihm selbst auf den Wagen hinauf, und alle 40 wurden verbrannt. (Stolb. Rel. Gesch. Th. 10.)

---

6. Unser Glaube muß fest sein oder: die Martyrer in Japan.

In Japan, wo der heil. Franz Xaver den Samen des Christenthums ausgestreut hatte, und dieser schon so herrliche Früchte trug, brach um das Jahr 1590 eine furchtbare Verfolgung der Christen aus, die 10 Jahre dauerte. In dem einzigen Jahre 1590 wurden 20,000 japanische Christen

theils gekreuzigt, theils verbrannt. Alle gingen dem Tode freudig entgegen, und ihr Heldenmuth gewann der christlichen Lehre immer neue Verehrer. Wenn man in einem Jahre 10,000 Christen abschlachtete, so meldeten sich in demselben Jahre 10,000 Heiden zur heil. Taufe. — Nach 15 Jahren Ruhe brach eine neue Verfolgung über die Christen los — im Jahre 1615. Wer damals eine neue qualvolle Todesart erfand, bekam von dem Christenverfolger sogar eine Belohnung. Zwei dieser Erfindungen mögen hier stehen, nämlich die Martergrube und die Wasserfolter.

Man füllte nämlich eine 15 Fuß tiefe Grube mit Koth und andern übrigen Sachen, befestigte den Verurtheilten auf einen Pfahl, und nachdem man ihm zuerst zur Ader gelassen, alle seine Hauptadern unterbunden, und seine Kopfhaut kreuzweise eingeschnitten hatte, hängte man ihn über der stinkenden Grube umgekehrt auf, nämlich den Kopf nach unten, die Füße nach oben. Tropfenweise gab nun der Arme aus der Kopfwunde und dem Munde Blut von sich, die abscheulichen und giftigen Dünste der Grube brachten seinen Körper zu den schmerzlichsten Krämpfen, und diese innern Theile ergriff eine verzehrende Fieberhitze. War zu befürchten, daß der Gepeinigte ersticke, so zog man ihn aus der Grube heraus, gab ihm Arznei, und wenn er sich erholt hatte, so senkte man ihn wieder hinein. Mancher Martyrer hielt diese grausenvolle Qual 14 Tage und Nächte aus, bis er erst sterben konnte.

Die Wasserfolter aber war noch unmenschlicher. Man legte da den verurtheilten Christen auf die Erde, befestigte seine Arme und Beine an den Boden, setzte ihm einen Trichter in den Mund, und goß durch diesen nach und nach so viel Wasser ihm ein, bis der Bauch furchtbar angeschwollen war. Dann legte man ein starkes Brett über den Bauch, einige rüstige Schinder traten auf dasselbe, und sprangen so lange auf ihm umher, bis der Gequälte das Wasser mit einem Strome Blutes wieder von sich gegeben hatte. Hierauf füllte man wieder seinen Bauch durch den Trichter mit Wasser, und die Quälerei ging von neuem an. Aber gewöhnlich nur viermal hielten dieß die standhaften Matyrer aus, dann verschieden die meisten.

Allein die Christen in Japan litten Alles geduldig, zur Verläugnung des Glaubens war Keiner zu bewegen.

Schwache Greise, zarte Kinder von 10 Jahren, Mädchen und Knaben, empfindsame Damen, eines angenehmen Lebens gewohnt, sah man freudig in die Marter gehen. — Als der König von Arima, welcher unter allen Fürsten Japans die Verfolgung zuerst eröffnete, einige seiner christlichen Hofherrn mit ihren Familien zum Verbrennen verurtheilte, trafen am Tage der Hinrichtung 15 bis 20,000 Christen der Nachbarschaft ein, um Augenzeugen von dem Siege der Martyrer zu sein. Ihre Menge schreckte Anfangs den Tyrannen, aber sie trugen keine Waffen, in Procession zogen sie einher, und sangen geistliche Lieder. Hier ist folgendes Beispiel sehr rührend: Unter den Verurtheilten war eine Mutter mit zwei Kindern, wovon der Knabe erst 11, das Mädchen 16 Jahre zählte. Alle drei wurden — jedes an einen besondern Pfahl — gebunden, doch so leicht, daß mit ein wenig Anstrengung, wenn sie wanken sollten, loszukommen war. Um jeden brannte in einer Entfernung von nur 3 Fuß ein Feuer, und die Henker waren mit Allem versehen, augenblicklich das Feuer zu löschen, sobald eines von ihnen erlöset werden und die Götter anbeten wollte. Doch weder Mutter, noch Kinder verlangten darnach. — Nur der Knabe riß am Ende sich von seinem Pfahle los, und die Christen schrien laut auf, weil sie meinten, er wolle wegen Größe der Pein abfallen. Aber, wie staunten sie, als der Knabe, nachdem er durch die ihn umgebenden Flammen durchgeeilt, auch durch das Feuer, das um die Mutter brannte, durchdrang, und liebkosend sich an sie anschmiegte. Wie eine Verklärte blickte die Mutter auf ihren lieben Kleinen herab, und beide verschieden nach einigen Minuten. — Die Tochter litt am längsten; zuletzt riß sie sich vom Pfahle los, neigte sich zur Erde, legte sich glühende Kohlen wie eine Krone auf das Haupt, und so stand sie wieder auf, ihren Blick zum Himmel gewendet. Endlich sank sie todt auf die Kohlengluth nieder, worauf die Leiber der Heiligen von den umstehenden Christen in Besitz genommen wurden, ohne daß sich die Wachen es zu hindern getrauten. (Annegarn's Weltgesch. B. 6.)

---

7. Unser Glaube muß lebendig sein oder: das Christenthum in Japan.

Der heil. Franz Xaver bekehrte im sechzehnten Jahrhunderte die Japanesen zum Christenthume. Alles was Tugend heißt, stand unter diesen neubekehrten Christen in der schönsten Blüthe da. Ihr Eifer war wirklich zu verwundern, und dennoch mit sich selbst unzufrieden, klagten sie ohne Unterlaß über ihre Lauigkeit, und wähnten des christlichen Namens kaum werth zu sein. — Ihre Gewissenhaftigkeit war so groß, daß es nach den kleinsten Fehlern, die sie begingen, kaum möglich war, sie wieder zu beruhigen. Der Geist der Bußfertigkeit beherrschte sie so ganz, daß die Missionäre oft ängstlich sorgen mußten, sie vor einer ihre Gesundheit zerstörenden Uebertreibung zu bewahren. — Ein Portugiese, der Alles von Ort und Stelle selbst beobachtet hatte, schrieb nach Europa zurück, in der ganzen Gegend gebe es keinen Klosterstand, den die neuen Christen in Japan nicht an Strenge der Fasten und allerlei Abtödtungen übertreffen: — wenn man diese Neubekehrten beten sehe, so meine man, lauter Heilige beten zu sehen; ja mit einem Worte, seit er die Christen in Japan gesehen, komme er sich nicht anders vor, als wäre er selbst kein Christ mehr. (Hist. eccl. du Japan I. 4.)

---

8. Unser Glaube muß lebendig sein oder: das Christenthum in Paraguay (in Südamerika).

Ein liebliches Beispiel, welch' schöne Früchte der lebendige Glaube hervorsprossen mache, haben wir an den neubekehrten Christen in Paraguay. Diese waren früher Wilde gewesen, und hatten auch Menschenfleisch gegessen. Durch die Bemühungen der eifrigen Missionäre waren sie aber zum Christenthumme bekehrt worden und glichen bald in ihrem Lebenswandel den ersten Christen zu Jerusalem. Man hörte unter ihnen nichts von Völlerei und Unzucht, von Haß und Stolz. An jedem Morgen vor Sonnenaufgang schon hielten sie in ihrer Kirche ein gemeinschaftliches Morgengebet, später war die heil. Messe und darauf ein kurzer Religionsunterricht. Dann gingen Alle zu ihrer Arbeit. Abends,

wenn es dämmerte, kamen wieder sämmtliche Christen in der Kirche zusammen, und verrichteten ein gemeinschaftliches Abendgebet. — So bildete jede Reduction (so hieß der Ansiedlungsort der Neubekehrten) eine große Familie, deren Väter die Missionäre waren. Weil alle ihre Zeit zwischen Arbeiten und herzlichen Gebeten theilten, so waren sie immer heiter, — der Friede Gottes ruhte auf ihrem Antlitze. — Unter ihnen war kein Armer, man kannte keine Hospitäler und Almosen; denn sie hatten Alles gemeinschaftlich, wie die ersten Christen. Hatte einer ein Laster begangen, so wurde er in die Kirche geführt, bekannte da sein Vergehen, und erhielt auch eine öffentliche Züchtigung, oft auf der Stelle schon. Dann war der Rückfall selten. Wer heimlich gesündigt hatte, meldete sich freiwillig, und bat wohl auch um öffentliche Strafe. — Fast alle gingen jeden Monat zum Tische des Herrn, die meisten aber genossen, wie in der ersten Christenheit, jeden Sonntag das Brod der Engel und die Feier eines Festes des Herrn schien jeden mit Freude fast zu berauschen. (Annegarn's Weltgesch. B. 7.)

---

9. Bekehrung vom Heidenthum.

Christiana, so genannt ihres christlichen Wandels wegen — ihr eigentlicher Name ist unbekannt geblieben — lebte in Iberien als arme Sklavin in dienstbarem Joche vor Menschen, aber in herrlicher Freiheit vor Gott. Fleißig und treu in ihrem harten Stande, erwarb sie sich das Vertrauen ihrer Herrschaft, nochmehr aber war es ihr durch Gottseligkeit verklärtes, sanftes Wesen, wodurch sie Gnade fand bei Gott und den Menschen. Sie fastete viel und durchwachte ganze Nächte im Gebet. Wer sie fragte: warum sie das thäte? dem gab sie zur Antwort: Aus Liebe zu meinem Gott und Heiland Jesus Christus.

Es war dort Landessitte, daß Mütter, die ein krankes Kind hatten, dasselbe umhertrugen, um Rath einzuholen, wie es geheilt werden könne. Da kam denn auch einmal eine solche um ihr krankes Kind bekümmerte Mutter zu der armen Magd. „Ich weiß kein menschliches Heilmittel für dein Kind, antwortete diese auf die Anfrage der Mutter; aber Jesus Christus, den ich anbete, ist der rechte Helfer;

Er kann auch die, an deren Genesung man schon verzweifelt, wieder herstellen, und ich glaube, daß Er dein Kind gesund machen werde." Darauf nahm sie das elende Würmlein, legte es auf die härne Decke, die ihr zum Lager diente, betete darüber, und gab nach kurzer Frist das Kind der Mutter gesund zurück.

Das Gerücht dieser Heilung verbreitete sich schnell durch das Land, und gelangte selbst zu den Ohren der Königin, welche krank darnieder lag und von heftigen Schmerzen gepeinigt ward. Sie verlangte, man solle ihr die fremde Sklavin zuführen. Allein wie hätte die arme demüthige Magd sich würdig finden sollen, in den königlichen Palast zu gehen? Da gleichwohl die Königin alles Vertrauen zu der Kraft ihres Gebetes hatte, so ließ sie sich zu ihr bringen und auf die härne Decke legen. Christiana betete über sie, und sie ward gesund. Froh ob der wunderbaren Heilung bot sie ihrer Retterin Gold an und köstliche Kleider, und was sich sonst die Menschen zu wünschen pflegen; allein die arme Magd verzichtete auf jede Gabe, unterließ aber nicht, die Königin zum Dank gegen Den aufzufordern, Der durch sie, ein schwaches Werkzeug, ihr die Gesundheit geschenkt hätte, gegen Den, Der der Herr sei über Leben und Tod, und von Dem sie ihr wohl etwas Näheres erzählen möchte.

Die Königin, deren Herz in dieser Stunde empfänglicher als je war, das Heil der Welt aufzunehmen, ließ sich gern von Jesu Christo erzählen, Dessen Gnade sie an der armen Sklavin erkannte, und durch diese bereits selbst erfahren hatte: sie ward gläubig.

Der König erstaunte, als er seine Gemahlin so plötzlich genesen sah; aber fast noch mehr verwunderte er sich, als er auf seinen Befehl, die arme Christiana reichlich zu belohnen, vernehmen mußte, daß diese nach Allem, was ein König für Lohn und Ehre hielt, gar nicht frage, und keinen andern Wunsch habe, als daß alle Menschen Jesum Christum anbeten möchten.

Von nun an hatte die Königin keinen sehnlicheren Wunsch, als daß auch ihr Gemahl Christum bekenne; allein dazu konnte sich dieser lange nicht entschließen. Eines Tages aber, da er sich auf der Jagd im Walde verirrte, und während eines furchtbaren Gewitters allen Schrecknissen der Elemente ausgesetzt war, kam er in der höchsten Noth auf

den Gedanken, den Gott anzurufen, durch dessen Hilfe die Königin heil geworden war, und gelobte Ihm, seinen Göttern zu entsagen, und Ihn als den allein wahren Gott anzubeten, wenn Er auch an ihm seine Kraft und Gottheit beweisen wolle. Kaum hatte er dieses Gelübde gethan, so wurde der Himmel heiter, der Sturm schwieg und die Wasserströme verloren sich. Er kehrte heim und erzählte der Königin, was sich zugetragen. Diese ließ die christliche Magd rufen, damit sie den König lehre, den Gott der Christen anzubeten, und bald verbreitete sich der Segen eines christlichen Regiments bis in die niedrigsten Hütten. (Expl. B. v. Herbst.)

---

10. Bekehrung vom Judenthume.

Alphons Ratisbonne ist ein Glied einer reichen Banquierfamilie zu Straßburg und Bruder des Abbé Ratisbonne, der sich vor ungefähr 18 Jahren bekehrt hat, und unterdessen ein trefflicher Priester geworden ist. Von diesem Bruder wollte er übrigens seit dessen Bekehrung nichts mehr wissen; und gegen den Glauben, den derselbe angenommen, hegte er nur Haß und Verachtung, nicht weil er ein strenggläubiger Jude gewesen war, sondern mehr noch, weil er vom modernen Unglauben erfüllt, den Glauben überhaupt und somit noch mehr denjenigen haßte, gegen welchen er mit der Muttermilch alle Vorurtheile seines Volkes und all' die Bitterkeit eingesogen hatte, welche derselbe gegen seine ehemaligen Unterdrücker hegt. Gleichgültig gegen den Glauben des Judenthums, suchte er doch dieses möglichst zu fördern, und dem Christenthume zu schaden. Kurz, er zeigte sich in Allem so, daß die Seinigen der ruhigen Ueberzeugung leben konnten, in seinem Eifer gegen alles Christliche einen Ersatz für den ältern Bruder zu haben, dessen Beispiel er gewiß nicht nachahmen würde. Und dennoch, derselbe Gott, der einst den Saulus durch den Blitzschlag seiner Gnade niedergeschmettert, erbarmte sich auch des jungen Israeliten und machte wider alles Erwarten den eifrigen Christenfeind zum eifrigen Bekenner des christlichen Glaubens.

Dies geschah auf folgende Weise: A. Ratisbonne hatte sich mit einem reichen jüdischen Mädchen verlobt, und sollte,

weil dasselbe noch zu jung war, vor der Verehlichung ein Jahr lang auf Reisen gehen. Seinem Reiseplan nach wollte er sich von Marseille über Neapel und Malta in den Orient begeben, ohn Rom auch nur zu berühren. Wirklich schiffte er sich unmittelbar nach Neapel ein, und wollte dort bereits einen Platz auf einem Dampfschiffe miethen, das nach Palermo bestimmt war. Aber ohne recht zu wissen, wie er dazu kam, ließ er sich für den Eilwagen einschreiben, der nach Rom ging, und so kam er am 5. Januar in dieser Stadt an, in der festen Absicht, sie nur flüchtig zu sehen und dann nach Neapel zurückzureisen. Schon war er für den Wagen eingeschrieben, der in der Nacht vom 9. auf den 10. Januar nach Neapel zurückgehen sollte. Er hielt es jedoch für schicklich, vor seiner Abreise bei einem vertrauten Freunde seines bekehrten Bruders, dem Baron Theodor von Bussiéres, einem Schwiegersohn des französischen Finanzministers Humann und eifrigen Convertiten, wenigstens eine Karte abzugeben. Da aber der Bediente, der kein Französisch verstand, ihm bedeutete, der Herr sei selber zu sprechen und zugleich die Thüre öffnete, so mußte er, gleichsam wider Willen eintreten. Bussiéres empfing denselben als den Bruder eines seiner liebsten Freunde mit freundlicher Zuvorkommenheit. Das Gespräch begann mit der Frage Bussiéres' an Ratisbonne, welchen Eindruck das, was er in Rom gesehen, auf ihn gemacht. Der Letztere sprach von Allem mit größter Gleichgültigkeit, gestand aber doch, daß die Kirche Ara Coeli einen sehr großen Eindruck auf ihn gemacht habe. Von diesem Augenblicke an entstand in Herrn Bussiéres, ohne daß er sich des Grundes bewußt war, die zuversichtliche Hoffnung, daß Herr Ratisbonne sich bekehren würde, eine Hoffnung, die er gegen denselben aussprach und trotz aller Widerreden desselben nicht aufgab. Herr Ratisbonne wollte freilich davon durchaus nichts wissen, ließ sich aber doch gleichsam als einen Scherz gefallen, daß ihm der eifrige Bussiéres eine Muttergottesmedaille umhing; und willigte sogar ein, das Gebet des heiligen Bernhard: „Erinnere dich, Barmherzigste, deiner irrenden Kinder u. s. w." abzuschreiben, ja sogar seine Reise auf acht Tage zu verschieben.

Allein das längere Verweilen in Rom schien nur dazu zu dienen, Herrn Ratisbonne in seiner Apathie gegen das Christenthum zu befestigen, und jemehr Herr Bussiéres sich

Mühe gab, ihn zu gewinnen, desto mehr schien er zu widerstreben. „Ich sehe wohl, sagte Herr Ratisbonne zu Herrn Bussières, Sie wollen mich bekehren; allein das geben Sie nur auf, es wird Ihnen gewiß nicht gelingen, ich werde meine Religion nicht ändern, und bin vielleicht eben jetzt mehr Jude, als je.“ Und als sie einmal auf ihren Spaziergängen an der Scala Santa, auf der bekanntlich Jesus vor Pilatus geführt wurde, vorüberkamen, und Herr Bussières den Hut abziehend, sprach: Sei mir gegrüßt, heilige Treppe, hier neben mir geht ein Israelit, der dich über kurz auch grüßen wird, lachte Herr Ratisbonne laut auf mit satanischem Hohn. Kurz, wie zuversichtlich die Hoffnung Bussières sein mochte, seinen Freund zu bekehren; allen äußern Anzeichen nach war er in seinem Bekehrungswerke noch nicht einen Schritt weiter gekommen. Und eben in diesen Tagen noch schrieb der Jud an seine Verwandten: wie er das Judenquartier al Ghetto besucht habe, und wie beim Anblick des Elendes und Schmutzes der dort Abgesperrten sein Haß gegen die Christen auf's Neue nur noch schärfer erwacht sei. So wenig dachte er noch daran, ein Christ zu werden. Ja, bereits war der letzte Tag gekommen, an welchem er noch in Rom verweilen wollte, und schon hatte er sich einen Platz auf dem Eilwagen nach Neapel bestellt, und war eben auf dem Wege nach dem Hause Bussières', um bei ihm Abschied zu nehmen, als ihm derselbe in einem Wagen auf der Straße begegnete. Bussières hatte gerade Geschäfte in der Kirche San Andrea delle Frate zu besorgen, und lud deßhalb Herrn Ratisbonne ein, mit ihm zu fahren, damit sie nachher eine Promenade machen könnten. Ihre Unterhaltung unterwegs war eine ganz gleichgültige. In die Kirche San Andrea selbst eintretend, fragte Ratisbonne, für wen der Katafalk aufgestellt sei, den sie in der Kirche sahen. Bussières antwortete, für den Freund, über dessen Tod sie seit zwei Tagen so betrübt seien, nämlich für den edlen Grafen von La Ferronais, ehemaligen Ministerpräsidenten unter dem Ministerium Martignac, der in dem Rufe großer Frömmigkeit gestanden war, und auf Herrn Bussières' Bitte noch am Tage vor seinem Tode für die Bekehrung Herrn Ratisbonne's gebetet hatte. Eben wegen dieser Leiche hatte Bussières einige Verabredungen zu treffen, und begab sich deßhalb, nachdem er Herrn Ratisbonne gebeten, nicht ungeduldig zu

werden, in die Sakristei. Nachdem er dort ungefähr 12 Minuten verweilt hatte, kehrte er in die Kirche zurück, fand aber seinen israelitischen Freund nicht. Endlich in einer Seitenkapelle, die dem heil. Raphael geweiht ist, bemerkt er eine knieende Gestalt mit gesenktem Haupte; er tritt näher und erkennt zu seinem größten Erstaunen in derselben Herrn Ratisbonne; er ruft ihn bei Namen, keine Antwort; er klopft ihm auf den Rücken, allein der Knieende, der mit dem Kopf, von beiden Händen bedeckt, auf der marmornen Gallerie der kleinen Kapelle ruht, ist so in Betrachtung versunken, daß er kein Zeichen von sich gibt; er wiederholt das Klopfen mehrmals, und sieht sich zuletzt genöthigt, den gesunkenen Kopf aufzurichten. Und sieh da, sein Freund ist ganz außer sich, die Thränen stürzen demselben aus den Augen, während er die Muttergottesmedaille, welche ihm Bussières angehängt hatte, mit Küssen bedeckte. Das erste Wort, welches aus dem Munde des von der Gnade tief und wunderbar ergriffenen Israeliten kam, war: Ach, wie hat dieser Mann (La Ferronais) für mich gebetet! Und dann brachte er in seiner Erschütterung vor Zerknirschung und Freude nur abgebrochene Sätze hervor: Ach, wie glücklich bin ich, von welchem Abgrund bin ich gerettet, o meine unglücklichen Glaubensbrüder, um Alles in der Welt könnt' ich nicht mehr leben ohne die Taufe, ich bin Christ, o daß ich gemartert würde für diesen Glauben, nur die Taufe, die Taufe! Der hartnäckige Jude war der Begierde nach bereits der eifrigste Christ. Und wie war ihm dies geschehen? Er wollte es nur vor einem Priester sagen, und so führte ihn Bussières zu dem Jesuiten P. Villefort, wo der Neophite kniend, voll hoher Rührung, erzählte, wie ihm in der Kapelle*) auf einmal Alles in Licht verschwunden und in dem Lichte die Mutter Gottes, wie sie auf der Medaille stehe, eine unbeschreiblich große und herrliche, leuchtende Gestalt, voll unaussprechlicher Süßigkeit erschienen sei, die beiden Hände ihm winkend abwärts geneigt habe, gleichsam ihn auffordernd, nicht länger zu widerstehen; wie er dann auf die Knie gestürzt sei, und sie ihm dann noch einmal, gleichsam um ihre Zufriedenheit zu bezeigen, wohlgefällig gewinkt habe, als sage

---

*) Es befindet sich in derselben kein Bildniß und keine Statue der heiligen Jungfrau.

sie: so ist es gut, so ist es gut. In diesem Augenblick sei Bussières gekommen und habe die Erscheinung unterbrochen. Die Mutter Gottes, sagte er, hat nichts gesprochen, ich habe aber Alles verstanden, und Alle, die seither mit Herrn Ratisbonne in geistige Berührung gekommen, behaupten auf's Bestimmteste, daß er in jener Anschauung einen Blick in die Gesammtheit der katholischen Wahrheit gethan und in sein Herz die katholische Gefühlsweise aufgenommen habe; so zwar, daß beim Abgang aller speciellen Kenntnisse, insoferne er nämlich nie einen katholischen Unterricht genossen, dennoch sein Urtheil und sein Gefühl wie aus einem gemeinsamen Mittelpunkt ausfließend, als katholisch sich erweise. Seine Umwandlung war so entschieden, daß selbst der eben so besonnene als fromme General der Jesuiten keinen Zweifel in dieselbe setzte. Sein ganzes Wesen offenbarte ein tiefes Gefühl des Glückes, dessen er gewürdigt wurde, der innigsten Dankbarkeit für dasselbe und des lebendigsten Mitleids mit seinen irrenden Brüdern, die jenes Glück entbehren. Kein äußerer Grund konnte erdacht werden, der ihn etwa zur Annahme des Christenthums hätte bewegen können. So nahm man denn auch keinen Anstand, dem vor Verlangen glühenden Neophiten schon am eilften Tage nach seiner Bekehrung, nachdem er von dem P. Villefort gehörig vorbereitet war, die heilige Taufe zu ertheilen, was auf eine ganz feierliche Weise durch den Cardinal Patrici geschah. Der Ernst des Neubekehrten, den er bei der ganzen heiligen Handlung bewies, seine Rührung, deren er oft kaum Meister zu werden wußte, sein Anblick, wie er von dem Arme seines Freundes und Taufpathen Bussières unterstützt, auf den Stufen des Altars vor dem Priester stand, stimmte Alle zur gleichen Rührung, und es wurden dabei heiße Gebete zu Gott um Bekehrung der Irrenden gerichtet, und auch Protestanten, die zugegen waren, knieten, an dem allgemein herrschenden Gefühle theilnehmend, nieder.

Als das heilige Wasser ihn begoß, durchzuckte es sein Innerstes, und als er die heilge Communion und die Firmung empfieng, strömten die heißen Thränen der Rührung und Freude aus seinen Augen, und es bedurfte mehr als einmal des Beistandes seines Freundes, um ihn aufrecht zu erhalten. Zum Zeichen der Dankbarkeit für die Gnade, die ihm zunächst seiner innigsten Ueberzeugung nach, durch die Fürbitte der

seligsten Jungfrau zu Theil geworden, wählte er sich selbst in der Taufe den Namen Maria.

Nach der Taufe hielt ein ausgezeichneter französischer Priester und Prediger, Abbé Dupanloup, eine Anrede an die Versammelten. Er begann mit bewegter Stimme, und man konnte wohl bemerken, wie tief ihn der ernste Anblick, dem Neubekehrten gegenüber, ergriff. Von der wunderbaren Erscheinung selbst, als einer Sache, die erst einer nähern Untersuchung entgegen sieht, sprach er natürlich nicht, wohl aber von der wunderbaren Bekehrung. Er begann in Beziehung auf den frühern Zustand des Täuflings, daß der Mensch nicht hilflos und verlassen hier auf Erden irre, daß ein barmherziger, liebreicher Gott über ihn wache, dessen Gnade ihn aufsuche, und der ihm seine Arme entgegenbreite. „Dessen, fuhr er fort, ist der Neugetaufte aus unserer Mitte ein Beispiel; vor wenigen Tagen noch ein ungläubiger Spötter, hat ihn die Gnade Gottes mitten auf seinen Wegen gefunden, seine Augen geöffnet und sein Herz erweicht und ihn in einen gläubigen Christen umgewandelt. So wird Abraham seinen Sohn in dieser Stunde segnen. Die ihm diese Gnade bewirkt, ist die Mutter voll der Gnade, unsere Mutter und unsere Schwester, Maria, der Meeresstern der Irrenden, Maria, der süßeste Namen auf Erden, voll Trost und Barmherzigkeit.“ Dann an den Getauften sich selbst wendend, erinnerte er ihn mit der männlichen Stimme der ersten Kirche, daß er mit dem Kreuze und dem Namen Mariens in Rom, dem Sitze des Statthalters Christi, seinen Eintritt in die Kirche feiere, und daß er dessen wohl eingedenk sein müsse, daß er das Kreuz, d. h. den Heiland, wie er ihn früher verspottet und verfolgt, fortan anbeten müsse, jedoch nicht um Anbetung allein handle es sich, sondern er müsse es auch tragen lernen. „Die Kirche ist eine stets streitende, sagt er ferner, eine stets triumphirende, an dem Streit, an der Trübsal, an der Arbeit nimm deinen Theil, damit du mit ihr triumphirest.“ Dann in das Gebet des heil. Bernardus einstimmend, wandte er sich, um Segen flehend, zur heiligen Jungfrau: „Erinnere dich, Barmherzigste, deiner irrenden Kinder, erinnere dich Frankreichs und seiner streitenden Kirche, erhöre die Gebete seiner gläubigen Seelen, erweiche und erleuchte die Herzen der Irrenden und

getrennten Brüder, und lasse sie zur Erkenntniß kommen, auf daß fortan Ein Hirt und eine Herde sei."

Bereits sind, wie französische Blätter meldeten, andere Bekehrungen die Folge dieser Bekehrung gewesen. Maria Ratisbonne, wie er sich jetzt nennt, bewog einen Protestanten und eine Protestantin zur Annahme des katholischen Glaubens, indem er ihre Zweifel mit der Bestimmtheit und Kraft eines studirten Theologen löste. Ein Katholik, der schon 30 Jahre seine Religion nicht mehr übte, ist wieder zu ihr zurückgekehrt. Welche Freude für den geistlichen Herrn Ratisbonne, nun seinen Bruder, der sich früher so beleidigend über ihn ausgesprochen, wie einen zweiten Paulus so plötzlich geändert und in dem gleichen Glauben mit sich vereint zu sehen! Seiner Verlobten, der jungen Israelitin, die er zu Straßburg zurückgelassen, hat Herr Ratisbonne geschrieben, er wolle sein Versprechen halten, wenn sie katholisch werden wolle; könne sie sich dazu nicht entschließen, so werde er eine Wallfahrt nach Jerusalem anstellen, um am Grabe des Erlösers zu beten und dann sich in ein Kloster zurückziehen. „Hätte mich, schrieb er ihr, vor acht Tagen noch ein unvorhergesehenes Mißgeschick genöthigt, dir zu entsagen, ich hätte den Muth dazu nicht gehabt, ich hätte mir den Tod gegeben. Wenn mich aber jetzt mein neuer Glaube von dir trennt, so bringe ich Gott das Opfer, ohne eine Thräne zu vergießen, und mein ganzes Leben will ich beten, daß er dich erleuchte und uns im Himmel vereinige." (Herbst I.)

11. Bekehrung von der Ketzerei.

Von jeher bestand in der katholischen Kirche die fromme Sitte, zu den Gräbern der heiligen Apostelfürsten, Petrus und Paulus, zu wallfahrten, und insbesondere strömten zur Zeit eines Jubiläums unzählige Schaaren von Pilgern aus allen Ländern der Christenheit nach Rom, zumal man früher nur da allein den Jubelablaß gewinnen konnte. Auch seitdem diese Beschränkung aufgehoben ist, und derselbe überall gewonnen werden kann, ist die Zahl der frommen Pilger immer noch überaus groß, und es gesellen sich zu ihnen viele Andere, selbst gegen unsere heil. Religion feindlich Gesinnte, welche die Neugierde antreibt, die Hauptstadt der Christenheit im höchsten Glanze kirchlicher Herrlichkeit zu sehen.

Der Zudrang der Pilger und Fremden überhaupt war aber besonders außerordentlich im Jubel-Jahre 1600. Der Herzog von Bayern und mehrere andere deutsche Fürsten fanden sich damals in Rom ein. Auch ein Herzog von Würtenberg, Friedrich mit Namen, obwohl dem lutherischen Bekenntnisse zugethan, war dahin gekommen; und wie fand sich dieser überrascht, als er sich durch einen Augenschein überzeugen mußte von der Grundlosigkeit so vieler Vorwürfe, Lügen und Verläumdungen, welche seine lutherischen Wortsdiener über die Päpste und Katholiken, welche sie verächtlich Papisten schalten, stets in Umlauf zu setzen und zu unterhalten sich bemühten. Ganz besondern Eindruck aber auf den mit Vorurtheilen und Irrthümern behafteten Fürsten machte die musterhafte Frömmigkeit Clemens VIII., welcher damals den heiligen Stuhl einnahm. Als er nämlich sah, wie dieser den Pilgern und Armen die Füße wusch, sie bei Tische bediente, und für alle andern Bedürfnisse derselben zu sorgen auf's äußerste bemüht war; wie er die heil. Messe las mit einer Andacht, die ihm Thränen aus den Augen lockte, die Kirchen besuchte, Kardinäle und Geistliche jeden Ranges ermunterte, ein Gleiches zu thun; wie er große Summen vertheilte zur Unterstützung der Armen und Dürftigen; da drängten sich ihm mit Gewalt ganz andere Gedanken und Ansichten über den Papst und seine Vorfahren auf, als er bisher gehegt hatte. Es genügte ihm das, was er in Rom in kurzer Zeit gesehen und vernommen, schon hinlänglich, sich von der Schlechtigkeit des Glaubens seiner Wortsdiener zu überzeugen, aus deren Mund nebst vielen andern Abscheulichkeiten, deren sie die Katholiken fälschlich beschuldigten, auch oft die gräuliche Behauptung gehört wurde, der Papst sei der Antichrist und Rom das verderbte Babel. Dazu kam noch die Gnade göttlicher Erleuchtung, so daß der Fürst den festen Entschluß faßte, von Rom nicht eher wieder abzureisen, bis er sich gründlich nach aller Wahrheit umgesehen hätte: diese aber stellte sich ihm vollständig und lauter dar, daß er glaubte, es sei unverantwortlich, ihr länger zu widerstehen. Daher schwur er auch nach erhaltenem hinlänglichem Unterricht alsbald seinen Ketzerglauben ab, und kehrte in den Schooß der heiligen Kirche Christi zurück. — Soviel kann das gute Beispiel, und insbesondere das der Vorgesetzten und Oberen bewirken! (Herbst I.)

12. Bekehrung von der Ketzerei.

Zu den Kriegsgefangenen, welche Tilly bei der Eroberung Magdeburgs machte, gehörte auch der damalige Administrator des Erzstiftes, der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg. Er wurde zuerst nach Wolfenbüttel, dann über Ingolstadt und Wien nach Neustadt geführt, wo er ein Jahr darauf zur katholischen Kirche zurücktrat. Die Gründe dieses Schrittes wurden nachmals in einer Schrift unter dem Titel: Speculum veritatis Brandenburgicum der Welt vor Augen gelegt. Er bekennt in dieser Schrift: „Als ein eifriger Lutheraner und in den Lehrsätzen seines Bekenntnisses gründlich unterrichtet, sei er nicht durch Ueberredung von Andern, sondern lediglich durch die eigene Bemühung, die katholischen Dogmen als irrig zu widerlegen, dazu gekommen, sich zu einer Religion zu bekennen, die er bis dahin stets für antichristlich gehalten. Ein Büchlein des Jesuiten Schiller, betitelt: Grundfeste der katholischen Wahrheit, sei ihm vor dem Aufbruche aus dem Hauptquartiere geschenkt worden; er habe dasselbe zur Zeitverkürzung und in der Hoffnung gelesen, Stoff wider die katholischen Lehrsätze zu finden, über die er in seiner Gefangenschaft in öftere Gespräche verwickelt worden. Das einzige Argument dieses Büchleins, daß die Kirche, welcher der immerwährende Beistand Gottes und des heil. Geistes verheißen worden, nie habe aufhören können, die wahre zu sein, habe ihm aber solche Schwierigkeiten gemacht, daß er in eine tiefe Schwermuth gerathen. Da habe er sich erinnert, wie er während der Belagerung Magdeburgs einst herzlich gebetet, daß nicht so vieler Christen Blut vergossen, nicht so manche Seele in zeitliches und ewiges Verderben gestürzt werden möge, und wie er zuletzt um Rettung dieser Stadt als um ein sichtbares Zeichen, daß Gott an der rechtgläubigen Schaar der Evangelischen Wohlgefallen trage, gefleht habe. Bald darauf sei eine Zerstörung, gleich der Zerstörung Trojas und Jerusalems, erfolgt. Er wolle keines Urtheils sich vermessen, aber der Gedanke sei ihm von selbst gekommen, daß Gott ihm hiedurch etwas habe zu verstehen geben wollen." In dieser Stimmung ward er zu Ingolstadt für den Zuspruch eines Jesuiten, P. Stallhausen, empfänglich, welchen der junge Graf Tilly, dasiger Statthalter, ihm vorstellte. Er hatte sich früher von

den Jesuiten ein Bild gemacht, daß er eher den Wolf, ja den Teufel selbst, zum Gesellschafter gewünscht hätte, und gewann nun, nachdem der erste Widerwille überwunden war, den einnehmenden Mann, der über mehrere Gegenstände mit gleicher Einsicht und Mäßigung sprach, um so lieber. Als die Rede auf die Religion kam, warf der Pater den Gedanken hin: „Wenn die katholische Kirche wirklich das lehrte, was die Protestanten ihr zur Last legten, so würde er der Erste sein, sie zu verlassen.“ Bischöfe und gelehrte Geistliche, welche ihn auf der Weiterreise in Wien und dann in Neustadt besuchten, vollendeten seine Bekehrung. Es war am 30. März 1632, als er sein Glaubensbekenntniß ablegte. Das Glück, im Mutterschooße der katholischen Kirche zu ruhen, pries er mit dankerfülltem Herzen sein Leben lang. (Herbst I.)

---

13. Bekehrung von der Ketzerei.

Die Königin Christina von Schweden, diese mit Geist und Scharfsinn begabte Fürstin verlegte sich mit so großem Erfolge auf das Studium der Sprachen und Wissenschaften, daß sie für eine Gelehrte gelten kann. Das Beste aber an ihrem wissenschaftlichen Bestreben war die Bemühung, sich in ihrem Glauben — es war dies der lutherische — gründlich zu unterrichten. Ihr Scharfsinn ließ sie bald mehrere Behauptungen Luthers in ihrer Absurdität erkennen; es wollte ihr die willkührliche Behandlung der heiligen Schriften, die gewaltsame Auslegung und absichtliche Verdrehung einzelner Stellen, sowie die schnöde Verwerfung ganzer Bücher nicht länger mehr gefallen, und sie stieß sich mit Recht an der herrschend gewordenen Uneinigkeit und Verwirrung der vielen protestantischen Sekten so, daß sie gegen diesen Glauben mißtrauisch zu werden begann. Doch wollte die Königin in dieser wichtigen Angelegenheit des Gewissens und des Heiles nichts allein und ohne die stärkste Umsicht unternehmen; sie zog darum die gelehrtesten und tüchtigsten Wortsdiener an ihren Hof, unterhielt sich häufig mit ihnen über Dinge der Religion und legte ihnen ihre Zweifel und Bedenken vor. Allein die Lösung derselben befriedigte sie nicht und sie hatte immer mehr Gelegenheit, die Leichtfertigkeit und Schwäche

ihrer Beweisführung kennen zu lernen. Nun griff sie nach katholischen Büchern und Schriften, welche die von den Protestanten angestrittenen Glaubenslehren behandelten, und überzeugte sich da von der Haltbarkeit der katholischen Beweise, wie von der Einheit der katholischen Lehre, die so auffallend absticht gegen die unzähligen Widersprüche der Secten. Sie hatte jetzt nur noch den Wunsch, mit katholischen Gottesgelehrten näher und mündlich verkehren zu können; ein Wunsch, der sich seiner Erfüllung näherte, als sie Gelegenheit fand, mit dem Hauskaplan des portugiesischen Gesandten zu sprechen, auf dessen Vermittlung und Betrieb zwei andere Jesuiten aus Italien nach Schweden kamen, um der Königin in ihrer wichtigen Seelenangelegenheit beizustehen. Christina ward durch diese zwei Männer in kurzer Zeit vollends überzeugt und bekehrt. Es handelte sich nur noch um die offene Erklärung ihres Zurücktrittes in die Kirche, und diese war noch manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Königin konnte sich in keinem Falle der Hoffnung schmeicheln, auch ihre Unterthanen in den Schooß der Kirche zurück zu führen, wußte vielmehr wohl, daß die Erklärung ihrer Rückkehr ihr die Krone Schwedens kosten würde. Um sich nun auf einmal aller Anstände und Schwierigkeiten zu überheben, faßte sie den großen Entschluß, Alles zu verlassen, und sich in ein katholisches Land zu begeben, wo sie ihre Religion frei und ungehindert ausüben könnte. Sie versammelte daher ohne weiters die Stände des Reiches, und legte in ihre Hände die Krone nieder, indem sie ihnen ihren Vetter Karl Gustav, Pfalzgraf von Zweibrücken, als Nachfolger anempfahl. Darauf verließ sie in aller Stille ihren Hof, schiffte sich nach den Niederlanden ein, kam nach Antwerpen und Brüssel, wo sie an Weihnachten 1654 in der Kapelle des Erzherzogs Leopold dem Irrglauben abschwor. Von hier begab sie sich nach Frankreich, und endlich nach Rom, wo sie ihren beständigen Wohnsitz aufschlug und im Jahre 1689 starb, dankbar bis zum letzten Athemzuge, daß sie Gott aus den Banden der Irrlehre befreit hatte, um sie im Schooße der wahren Kirche sterben zu lassen. (Herbst I.)

---

14. Bekehrung vom Atheismus oder von der Gottesverläugnung.

Im Jahre 1838 erschien in Frankreich ein Buch unter dem Titel: „Der bekehrte Atheist!“ von dem königl. Hofrathe Delauro-Dubez, worin dieser von der Bekehrung von der Gottesverläugnung zum Christenthum handelt. Die Schrift ist höchst geistvoll verfaßt und eine in jeder Beziehung merkwürdige Erscheinung. Die ersten Blätter derselben, welche die Erzählung seiner eigenen Bekehrung enthalten, können den Bekenntnissen des heil. Augustin an die Seite gestellt werden.

„Ich habe, schreibt er, bis in mein 64stes Jahr ohne Religion gelebt, obwohl ich in meiner Familie selbst die anziehendsten Muster christlicher Frömmigkeit vor Augen hatte und viele meiner nächsten Verwandten ein musterhaftes Leben führten. — Ich wurde auf die Stelle eines Hofrathes zu Montepellier zu einer Zeit befördert, wo die irreligiösesten Lehren dort fast allgemein herrschten. Dieser Umstand und meine isolirte und gänzlich unabhängige Stellung trugen natürlich noch mehr dazu bei, mich in meinen Irrthürmern zu bestärken. Wer hätte es damals geglaubt, daß meine so stolze Vernunft noch einmal bis zur Anbetung der dunkelsten und unbegreiflichen Geheimnisse sich demüthigen und mit freudigem Glauben bekennen würde, was der Weltweisheit ein Aergerniß und eine Thorheit dünkt, nachdem ich im Unglauben alt geworden war, und mein Lebenlang die Religion als ein Werk des Betruges verabscheut hatte? — Gegen das Ende des vorigen Jahres, wo ich meine Wohnung veränderte, fing ich an, in der Umgegend von Montepellier häufigere Spaziergänge zu machen. Auf einem derselben geschah es, daß, ich weiß nicht wie, meine Gedanken auf die ersten Tage meiner Kindheit und ersten Jugend sich richteten, die mir längst nicht mehr in's Gedächtniß gekommen waren. Ich erinnerte mich mit Lust an diese Zeit der Unschuld und des Glücks, an die Sorgfalt und Liebe meiner guten Mutter, der mein leibliches und geistiges Wohl so sehr am Herzen lag. Mit lebhaftem Vergnügen führte ich mir die hauptsächlichsten Züge ihres schönen Lebens, das bis in ihr 84stes Lebensjahr den Uebungen der Frömmigkeit und Nächstenliebe geweiht war, in's Gedächtniß zurück; ich gedachte mit Entzücken ihrer sanften Gemüthsart, ihres offenen,

leutseligen, zuvorkommenden Betragens, womit sie die Liebe aller gewann; ihres Eifers, mit dem sie alltäglich die Spitäler und Gefängnisse besuchte, und nach den traurigen Hütten forschte, wo die Armuth und das Unglück zu Hause war. Ich sah sie, wie sie die Thränen Vieler trocknete, Allen Trost und Hülfe brachte, Kummer und Noth linderte. Ich sah sie auf den öffentlichen Plätzen und Strassen wandeln, umgeben von Schaaren von Armen, die ihr bis in ihre Zimmer folgten und deren Noth sie freigebig abhalf. Und wie verklärt erschien sie in der Kirche, wie hinreißend war ihre Andacht, wie groß ihre Ausdauer im Gebete! — In den letzten Jahren ihres Lebens konnte sie wegen Gebrechlichkeit das Haus nicht mehr verlassen; aber ihre Hände, geschwächt vom Alter, wurden nicht müde in der Zurichtung und Ausbesserung alter Kleider, die ihr von andern wohlthätigen Leuten für die Armen zugesendet wurden. — Ich war ganz hingenommen durch dieses Andenken an meine so gute Mutter und vergoß Thränen der Freude und Wehmuth. Allein da fielen meine Gedanken auch auf mich selbst und meinen jetzigen Zustand; und welch' ein Contrast stellte sich mir dar, wie beschämt stand ich vor dem Bilde meiner Mutter, das mir mein Geist so lebhaft vergegenwärtigte! Mein Gewissen erwachte und machte mir die heftigsten Vorwürfe; dräuend verkündigte es mir, daß es eine höchste Weltordnung gebe, überwacht und gehandhabt von einem ewigen, allmächtigen, gerechten Gott. Mein Geist fuhr erschrocken auf, und ich rief aus: „O, meine beste Mutter, ist es wahr, daß jene ewige Seligkeit, von der du so oft und gerne mich in meiner Kindheit unterhalten hast, dir zu Theil geworden ist für deine Tugenden; und daß ich wegen meines bisherigen Unglaubens dazu verurtheilt sein sollte, auf ewig von dir getrennt zu sein? . . . Wie, ich sollte für immer das Schicksal haben, ein Lästerer und Feind jenes höchsten Wesens zu sein, das dich um deiner Tugenden willen mit unaussprechlicher Seligkeit belohnt hat? . . ." In solchen Gedanken völlig vertieft, war ich, ohne es zu merken, der Seminarskirche ganz nahe gekommen. Ich trat hinein und ganz unwillkührlich fiel ich an dem Gitter, welches das Vorhaus von dem Innern scheidet, auf die Kniee und rief aus: „O Gott meiner Mutter! wenn es wahr ist, daß Du bist; wenn Du, wie sie mir oft versichert hat, die Wahrheit bist,

die Weisheit und die höchste Güte; wenn Du mich erschaffen hast zu Deinem Dienste und die Seufzer eines zerschlagenen Herzens hörest; so beschwöre ich Dich und flehe Deine Allmacht an, mir beizustehen: zeige Dich Deinem Geschöpfe, erleuchte und belebe es und führe es auf den rechten Weg, um zu Dir zu gelangen! . . .“ Ich war in der höchsten Aufregung; ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen; nach kurzer Zeit stellte sich jedoch das Gleichgewicht in meinem Innern wieder her und ich stund auf mit dem festen Entschluß, die Wahrheit aufrichtig zu suchen. Wenige Tage darauf ging ich nach Rhodez, um dort die Zeit meines Urlaubs zuzubringen; und ich verwendete den größten Theil derselben dazu, die Gedanken Paskals, die Bossuet's, mehrere Predigten von Bourdalone und Massillon über die Wahrheit der christkatholischen Glaubenslehren, die Bekenntnisse des heiligen Augustin zu lesen. Letztere waren mir insbesondere trostreich; denn ich fand da, was ich vor Allem bedurfte, die Bestätigung der Wahrheit, daß auch der, welcher unter dem stärksten Drucke einer tiefgewurzelten alten Gewohnheit schmachtet, nicht zu verzweifeln Ursache habe: daß es zwar einen heißen Kampf koste, die verderbte Natur zu bändigen; daß aber dieser Kampf stets mit dem schönsten Siege belohnt werde, und die eiserne Gewohnheit in wahre Freiheit sich verwandle.“ — Delauro-Dübez bekehrte sich gründlich und vollkommen, dafür zeugt sein weiteres Leben und sein Buch, durch welches er sich ein schönes Denkmal setzte, und ein großes Verdienst erwarb. Er bekämpft darin den Atheismus, Deismus und Protestantismus der Reihe nach. Das große Argument, das er glänzend durchgeführt, lautet: Jeder vernünftige Mensch muß an Gott glauben; jeder, der an Gott glaubt, muß ein Christ, jeder wahre Christ muß ein Katholik sein. (Herbst I.)

---

15. Gottes Wesen oder: der Weltweise und der Tyrann Hiero.

Auch unter den Heiden hat es Männer gegeben, welche es gerne eingestanden, daß es dem Menschen nicht möglich sei, das Wesen der Gottheit zu erforschen und auszusprechen. Der Tyrann Hiero aus Syrakus stellte einst an den Weltweisen Simonides die Frage, was Gott sei? Da bat sich

der Philosoph einen Tag Bedenkzeit aus. Tags darauf erschien er wiederum vor dem Könige und bat sich noch zwei Tage aus; und so verlängerte er jedesmal den Termin um's Doppelte. Voll Verwunderung darüber fragte ihn endlich der Tyrann Hiero, was denn dieß Zögern wohl zu bedeuten hätte? Und Simonides entgegnete: „Je länger ich darüber nachdenke, was Gott sei, desto dunkler wird mir die Sache.“ (Mehler's Beispiele.)

16. Unsichtbarkeit Gottes.

Ein Fürst verlangte einst vom Rabbi (jüdischen Lehrer) Josua, daß er den Unerschaffenen ihm zeige. Vergebens wandte dieser ein, daß kein Sterblicher den Unsterblichen zu sehen vermöge; dennoch beharrte der Monarch bei seinem Verlangen. Da führte ihn der Rabbi an einem heißen Sommertage in's Freie. — „Schau' gegen die Sonne!“ sprach er zu ihm. — „Ich kann nicht,“ erwiderte der Fürst. — „Sterblicher, den der Strahl eines einzigen Geschöpfes schon zu blenden vermag!“ entgegnete jetzt der Rabbi, „würde dich nicht der Anblick des Schöpfers des All's vernichten!?“ — (Mehler's Beispiele.)

17. Ewigkeit Gottes oder: der Ewige lebt, wie sollte ich traurig sein?

Ein ehrlicher Bürger war durch mancherlei Unglücksfälle tief herabgekommen. Da er vorher in den glücklichsten Umständen gelebt hatte, so fühlte er die Schläge des Schicksals um so herber, und es bemächtigte sich seiner eine um so tiefere Schwermuth, je weniger er Hoffnung sah, seine Vermögensumstände zu verbessern. Seine Frau, die auf den Herrn vertraute, sah dieß nicht ohne innere Bekümmerniß; sie suchte ihn aufzumuntern und zu trösten durch die Erinnerung an Gottes Güte und Fürsorge. Doch Alles ohne Erfolg. Endlich besann sie sich auf ein neues Mittel, sein Herz zu rühren und ihn im Vertrauen auf Gott zu stärken. Sie stellte sich eines Morgens gleichfalls sehr betrübt; der Mann fragte nach der Ursache, — aber sie seufzte und schwieg. Hiedurch noch mehr beängstigt, drang er um so ernstlicher in sie, ihm doch die Ursache ihrer Niedergeschlagen-

heit zu entdecken. Da sagte sie denn mit traurigem Tone, es habe ihr geträumt, der liebe Gott hätte aufgehört zu sein, er wäre gestorben, und die heiligen Engel begleiteten seine Leiche. — Seit langer Zeit hatte der Mann nicht gelächelt; aber jetzt konnte er sich dessen nicht enthalten. Er gab sogar der Fau einen Verweis, daß sie sich über einen solchen Traum bekümmern könnte, und fragte sie, ob sie denn nicht wüßte, daß Gott ewig, daß Gott unsterblich sei? — „Wie?“ — sagte sie — „ist Gott ewig, ist Gott unsterblich?“ — „Ei freilich,“ antwortete der Mann; „wer wird daran zweifeln?“— „Wohlan denn,“ fuhr die Frau jetzt fort, „wenn die Sache sich so verhält, warum vertraust du nicht auf den, der niemals stirbt, der unsere Haare zählt und unsere Schritte leitet? Darum klage auch Du nicht mehr so übermäßig! Denn da Gott noch lebt, so kann er uns auch noch helfen!“— Der Maun ging auf diese Rede in sich, wurde ruhiger, arbeitete fleißig, und setzte sein ganzes Vertrauen auf den Ewigen, und Gottes Segen kehrte zurück, und mit ihm häusliches Glück. — (Alb. Stolz.)

18. Ewigkeit Gottes oder: die vernünftigste Wahl.

Johanna, die Tochter Alphons V. von Portugal, war gleich ausgezeichnet durch ihre körperlichen Vorzüge, wie durch die Tugenden ihres Geistes. Darum warben auch die vornehmsten Fürsten der ganzen Christenheit in der damaligen Zeit um ihre Hand: darunter Ludwig IX., König von Frankreich, für seinen Sohn Karl VIII., Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, nachmals römischer Kaiser, und Richard III., König von England. Ihr königlicher Vater ließ es ihr gar wohl merken, wie gerne er es sähe, wenn sie einen von diesen drei mächtigen Werbern sich zum Gemahle erküren würde. Und so benützte sie denn einmal einen günstigen Augenblick und trat mit kindlicher Zärtlichkeit und Ehrfurcht vor ihren lieben Vater hin mit den Worten: „Zärtlich geliebter Vater, edler König und Herr! Mächtige Herrscher werben um meine Hand und verlangen mich zur Gemahlin. Unermeßlich sind die Schätze, die mir offen stehen, glänzend die Hoffnungen, die sie mir bieten; ich weiß es, ich kann Königin, ich kann sogar Kaiserin werden. Allein was hilft mir Gold und Silber,

was Ehre und ein hochtrabender Titel? Das ist ein Klang nur und ein schnell vergehender Schimmer, den das Leben gewährt und der Tod nimmt. Darum habe ich ernstlich die Sache mir überlegt. — Ich durchlas heute alle Namen der großen Fürsten, die mir die Hand zum heiligen unzertrennlichen Bunde der Ehe bieten wollen; und wie ich so las, stellte ich im Geiste an Jeden die Frage: Wie, wirst du nie mein Herz betrüben? und es war mir, als ob ein Jeder mir zur Antwort gab: Im Leben nicht, wohl aber da, wo der Tod, der grausam unerbittliche, uns trennen wird; in dieser düstern Stunde wird dein Herz bluten, und dein Auge weinen, und werthlos werden mit dem Tode all' die Schätze, die wir zum Brautgeschenke dir bringen! — Eine furchtbar düstere Sprache war das für mein ernstgestimmtes Herz. Da meldet sich aber plötzlich ein neuer Werber an und spricht zu mir: Prinzessin! wähle klug! Auch ich biete dir meine Hand, die Königreiche trägt auf ihren Fingern, und Kronen gibt den Königen und Fürsten der ganzen Erde! Ich allein bin's, der nicht stirbt, und ewig dauert die Herrschaft, die ich führe, ewig sind die Schätze, die ich zum Brautgeschenk dir bringe. Sprach's und verschwand. — Sag' an nun Vater! Welche Wahl soll deine Tochter nunmehr treffen? Sag' es frei heraus aus deinem Herzen, wie Vaterpflicht dir's gebeut!" Und Alphons sprach, ohne lang sich zu bedenken: „Johanna, theures Kind! den letzten Werber wähle, den König, der da ewig ist, und dessen Schätze ewig währen!" Mit Freuden vernahm Johanna den schönen väterlichen Rath, der ganz nach ihrem schon längst im Herzen getragenen Verlangen ausfiel, und begab sich in den Orden der Dominikanerinnen, um da auf ewig die Braut dessen zu sein, der selbst ewig ist und lebt und bleibt mit ewigen Gütern lohnt und erfreut alle diejenigen, die ihn lieben und ihm dienen, wie Johanna, die fromme Fürstenbraut!! (P. Reinh. scal. coelest.)

---

19. Ewigkeit Gottes oder: der fromme Staatsbeamte.

Ein schönes Beispiel des Vertrauens auf den ewigen unveränderlichen Gott berichtet uns auch ein ägyptischer Altvater von einem angesehenen und sehr frommen Staats-

beamten, der ihm zum Beweise der göttlichen Vorsehung seine wunderbare Lebensgeschichte selbst erzählt und unter Anderm Folgendes angeführt hatte. „Mein Vater, sagte er, war ein angesehener Staatsbeamter; aber er wandte seine großen Einkünfte nicht bloß für sich selbst an, sondern gab auch fleißig Almosen und übte auf jede Art Barmherzigkeit gegen die Armen. Als er sich einst dem Tode nahe fühlte, ließ er mich auf sein Zimmer kommen, zeigte mir sein Geld und alle seine Kostbarkeiten, und sagte: „Mein lieber Sohn! ich weiß, daß ich nicht lange mehr hier sein werde, und wünsche vor meinem Ende meine Angelegenheiten noch in Ordnung zu bringen. Ich habe dich in dieser Absicht kommen lassen und will dir nun eine Frage vorlegen, die du mir beantworten mußt, ehe ich weiter etwas thun kann. Besinne dich wohl, auf daß du den besten Theil erwählest! Du siehst hier all mein Geld, meine Schätze und Kostbarkeiten; willst du nun, daß ich dir dieses — oder Gott zum Versorger hinterlasse?" — Entschlossen antwortete ich: „Ich ziehe das Unvergängliche und Ewige dem Vergänglichen und Wandelbaren vor; darum will ich mich lieber auf Gott verlassen, der da bleibt in Ewigkeit, als auf diese Güter, welche von Rost und Motten zerfressen und von den Dieben gestohlen werden können." Das gefiel meinem Vater; er umarmte mich und sprach: „Du hast meinen Sinn getroffen; der Herr segne deinen Entschluß!" — Der Staatsbeamte erzählte nun dem Altvater weiter, wie sein Vater alle seine Habe unter die Armen vertheilt und ihm nur ein geringes Erbtheil hinterlassen habe. Er sei aber dennoch froh und zufrieden gewesen; denn er habe auf Gott vertraut, dem er sich in allen Dingen unterworfen habe. Wirklich sei dieses sein Vertrauen in Bälde so wunderbar belohnt worden, daß er zu noch größerem Vermögen, als er für Gott hingegeben, und zu einem Glücke gelangt sei, für das er Gott nicht genug danken könne. — Siehe! so herrlich lohnt der Ewige oft schon hienieden das kindliche Vertrauen auf Ihn; noch glänzender aber, ja mit einem ewigen und übergroßen Lohne wird Er es krönen einst in der Ewigkeit. (Mehler's Beisp.)

20. Allmacht Gottes oder: Gott allein die Ehre!

Kanut, König von England, ging einst am Ufer des Meeres spazieren. Seine Diener, die ihn begleiteten, schmeichelten ihm durch allerlei Lobeserhebungen, rühmten seine Macht und sagten auch unter Anderm, er hätte über Länder und Meere zu gebieten. Der König wollte die Schmeichler beschämen. Deßwegen setzte er sich am Ufer des Meeres ganz nahe am Wasser nieder und sagte: „Meer! ich gebiete dir, daß du mir nicht zu nahe kommest, und durch deine Wellen meinen Leib nicht benetzest!" Da nun die Wellen des Meeres immer an ihn schlugen und ihn ganz durchnäßten, wandte er sich an seine Diener und sagte: „Ihr Schmeichler! sehet hier euern mächtigen König, der über Länder und Meere zu gebieten hat, und der durch sein Gebot doch nicht einen Wasser-Tropfen von sich abhalten kann! Niemand ist mächtig, als Gott, und Niemanden gebühret die Ehre, mächtig genannt zu werden, außer dem, Der alle Dinge erschaffen hat und erhält." (Mehler's Beisp.)

---

21. Allmacht Gottes oder: der Edelknabe und der Prinz.

Aloysius, Markgraf von Gonzaga, war in seinem Knabenalter als Edelknabe am Hofe Königs Philipp II. dem jungen Prinzen Jakob als Gesellschafter zugetheilt. Als einstmals der Prinz, um sich an der Aussicht zu ergötzen, zum Fenster hinaussah, und der Wind, der heftig stürmte, ihm lästig ward, warf er sich in die Brust, gab sich ein gebieterisches Ansehen und rief hinaus: „Höre, Sturmwind! ich Prinz Jakob befehle dir, daß du sogleich aufhörest, mir beschwerlich zu sein!" — Da sprach aber Aloysius lächelnd zu ihm: „Prinz! lasset das gut sein! Ihr könnet zwar Menschen genug finden, die euren Befehlen gehorchen, allein über die Elemente führt Niemand die Herrschaft, als nur Gott, der Allmächtige." (Jugendbibliothek.)

---

22. Allmacht Gottes oder: der größte Baumeister.

Ein deutscher Fürst zeigte einmal einem auswärtigen Gesandten die äußern und inneren Schönheiten seines Residenzschlosses. Sein Hofnarr aber, der ihm nach der damaligen

Sitte stets auf dem Fuße folgte, zeigte ihm den Himmel und sprach in seiner kecken Manier: „Herr Bruder! machet nicht allzuviel Rühmens von Eurem Hause; schaut lieber zum blauen Himmel hinauf! Ihr habt unter Eure Gewölbe und Dachungen tüchtige Grundmauern und Säulen gesetzt; auf diesen können sie fein bequem ruhen und sich stützen. Der große Baumeister dort oben aber bedarf für sein unermeßliches Gewölbe keine Pfeiler. Vor einem so mächtigen Baumeister, da hab' ich Respekt. Der hält die Himmel mit seinem Finger und die Erde dient ihm zum Schemmel seiner Füße!" — (J. E. Veith.)

---

23. Weisheit Gottes oder: Gott hat Alles gut gemacht.

Marx, ein frommer und verständiger Vater, machte seine Kinder bei jeder Gelegenheit auf die Werke Gottes aufmerksam, damit sie ihn auch aus seinen Geschöpfen kennen lerneten. Oft sagte er bei der Arbeit auf dem Felde, wie weislich Gott dieß und jenes gemacht, und angeordnet habe. Oft fragten ihn seine Kinder, warum dieß und das so und nicht anders sei. Er gab ihnen allemal eine Antwort, mit der sie zufrieden waren. — Einst saß er bei dem Abendbrode auf einem Hügel unter dem Schatten eines Baumes und sein jüngster Sohn bei ihm. Unten am Hügel weidete eine Heerde Schafe. Eben ging ein fremder Mann vorbei, der einen Hund bei sich hatte. Als die Schafe den Hund sahen, liefen sie davon, um in einem Gesträuche von Dornhecken sich gegen dessen Angriffe zu sichern. Da raufte sich gar manches Schäflein daran die Wolle aus. Als dieses das Kind bemerkte, ward es unwillig und sagte: „Sieh, Vater! wie die Dornhecken den armen Schäflein die Wolle ausreißen! Diese Stauden sollte man ja sogleich weghauen, damit sie künftig den lieben, unschuldigen Thieren nicht mehr schaden könnten." — Der Vater schwieg eine kurze Zeit. Dann sagte er: „So meinst du, daß man dieses Gesträuche weghauen soll?" — „Ja freilich," antwortete das Kind, „weg damit!" — Der Vater schwieg wieder; sie gingen nach Hause. — Des andern Tages nahmen sie eine Axt zu sich und gingen an den nämlichen Ort hin. Das Kind war schon voll Freude, aber auch voll Ungeduld, daß der Vater nicht sogleich Hand anlegte und die Dornhecken

aushauete. Da setzte sich derselbe wieder auf den Hügel hin und sagte zu seinem Kinde: „Hörst du, wie schön die muntern Vögel singen? Gefällt dir ihr Gesang? Sind die Vögel nicht auch liebe Thierlein?“ „O ja,“ antwortete der Knabe, „die Vögel sind mir gar die liebsten.“ Da flog eben ein Vöglein auf die Dornhecke hin; es sammelte Wolle und trug sie in seinem Schnabel einem hohlen Baume zu. „Sieh!“ sagte der Vater, „mit dieser Wolle bereitet es seinen Jungen im Neste ein weiches Bettlein. Wie gut wird diese Wolle den armen, nackten Vögelchen zu Statten kommen! Die Schafe hingegen können leicht solch ein Bischen Wolle entbehren. Soll ich jetzt die Dornhecken weghauen?“ „Nein, nein!“ antwortete das Kind, das nun anders dachte. „Tadle also nicht!“ sprach der Vater. „Wenn du etwas nicht verstehst, so denke nur: Gott hat Alles wohl gemacht und weislich angeordnet, wenn wir gleich Vieles nicht begreifen können.“

Der Geschöpfe liebevoll bedacht,
Hat Gott Alles wohl gemacht. — (Jais.)

---

24. Weisheit Gottes oder: der Prinz auf der Flucht.

Ein junger Prinz, der ein abgesagter Feind der Fliegen und Spinnen war, konnte sich's nicht erklären, wie denn Gott in seiner Weisheit solche lästige Geschöpfe in die Welt hereinsetzen mochte. Oefters sprach er bei sich: „Wozu hat doch Gott die Spinnen und Fliegen erschaffen? Dieses Ungeziefer nützt ja dem Menschen gar nichts. Wenn ich nur könnte, ich würde sie sammt und sonders von der Erde vertilgen!“ — Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und schlief ein. Ein feindlicher Soldat schlich sich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert und der Soldat entfloh. Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte während der Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor

die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh,“ rief der Eine, „da hinein wird er sich versteckt haben!“ — „Nein,“ sagte der Andere, „da drinnen kann er nicht sein; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“ — Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott! wie danke ich dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie groß ist deine Weisheit, und wie gut ist Alles, was du gemacht hast!“ —

25. Güte Gottes oder: die Veilchen.

Ein Pächter hatte einen sumpfigen Moosgrund mit großem Aufwande von Mühe und Kosten trocken gelegt, um ihn fruchtbar zu machen. Eines Tages ging er mit seinem Knaben hinaus, um das getrocknete Land zu sehen. Jetzt war es mit fettem Gras überwachsen und unter dem Grase blühten liebliche Veilchen. Munter, wie die Freude, lief der Knabe von einer Blume zu der andern und er sammelte bald ein schönes Sträußchen und brachte es seinem Vater, daß er sich auch an dem lieblichen Wohlgeruch erquickte. — „Vater,“ sprach der Knabe, „hast du denn auch diese Veilchen gepflanzt?“ „Ich habe,“ antwortete der Vater, „weder das Gras noch die Blumen gepflanzt; ich habe nur Gräben gezogen, die Sümpfe zu trocknen, und dann das getrocknete Land mit fettem Dünger begleitet. Der gütige Gott aber segnete die Mühe und ließ hervorwachsen reichliches Gras — unsern Heerden zur Nahrung, und diese Veilchen sproßten daneben, damit wir uns freuen möchten ihrer Schönheit und ihres lieblichen Geruches. — Sieh, mein Kind! wenn wir arbeiten und unsere Pflicht thun, so schenkt uns der Segen des Himmels nicht nur das Nothwendige und Nützliche, sondern auch das Angenehme und Schöne, daran unser Herz sich ergötze. Denn Gott ist die Liebe und die Erde ist voll von seiner Güte; und dem allgütigen, liebevollen Vater genügt es nicht, seinen Kindern nur die nöthige Nahrung des Lebens zu spenden, sondern er will auch, daß sie sich freuen, damit das erfreute Gemüth desto leichter sich öffne, des liebevollsten Vaters in Liebe zu gedenken.“ (Schwäbl.)

26. Güte Gottes oder: der zürnende Vater.

Eines Tages las der junge Saadi in den heiligen Schriften, aber plötzlich schlug er das Buch zusammen und blickte ernst und finster. Allmed, sein Lehrer, sah dieses und fragte den Jüngling: „Was fehlt dir? Warum verstellt sich deine Geberde?“ Saadi antwortete: „Redet doch die Schrift von einem Zürnen Gottes: und anderswo nennt sie ihn die unendliche Liebe und Güte. Das dünket mir hart und widersprechend.“ — Darauf sagte der weise Lehrer gelassen: „Soll sie nicht menschlich zu Menschen reden? Fällt es dir doch nicht auf, wenn sie dem Höchsten sterbliche Glieder beilegt.“ — „Das nicht,“ antwortete der Jüngling; „es ist eine bildliche, unschuldige Rede — aber Zorn!“ — — Da unterbrach ihn Allmed und sprach: „Ich will dir eine Geschichte erzählen. In Alexandrien lebten zwei Väter, reiche Handelsleute, die hatten zwei Söhne von gleichem Alter. Diese sandten sie nach Ephesus des Handels wegen. Beide Jünglinge aber waren wohl unterwiesen im Glauben ihrer Väter. Als sie nun eine Zeit lang in Ephesus gelebt hatten, wurden sie geblendet von der Herrlichkeit und den Freuden der Stadt und ließen sich verführen, den Glauben der Väter zu verläugnen, und pflegten des Götzendienstes im Tempel der Diana. — Solches meldete ein Freund in Ephesus dem Kleon, einem der beiden Väter in Alexandria. Als Kleon den Brief gelesen, ward er betrübt in seinem Herzen und ergrimmte im Geiste über die Knaben. Darauf ging er zum andern und verkündete ihm den Abfall von der Wahrheit und seinen Kummer. Dieser aber lachte und sprach: Wenn meinem Sohne sein Handel desto besser gelingt, so kann ich mich dessen leicht getrösten. Da wandte sich Kleon von ihm hinweg und zürnte noch mehr.“ — Darauf sagte Allmed zu dem Jüngling: „Welcher der beiden Väter dünkt dir der weiseste und frömmste?“ Saadi antwortete und sprach: „Der da zürnte.“ — „Und welcher,“ fragte der Lehrer, „war der gütigste und liebevollste Vater?“ Der Jüngling antwortete abermals: „Der da zürnte.“ — „Zürnte denn Kleon seinem Kinde?“ fragte Allmed, und Saadi antwortete: „Nicht seinem Kinde, sondern dem Abfall und Verderben seines Sohnes.“ „Was dünket dir denn die Quelle eines solchen Mißfallens am Bösen?“ fragte der Lehrer, und der Jüngling sprach: „Die

heilige Liebe zur Wahrheit." — „Siehe, mein Sohn!" sagte darauf der Greis, „vermagst du nun das Göttliche göttlich zu denken, so wird dich das menschliche Wort ferner nicht ärgern." (Krummacher.)

---

27. Güte Gottes oder: der verständige Wundarzt.

Kürzer und einfacher beantwortet uns diesen Einwurf der heil. Kirchenlehrer Augustin. Er vergleicht nämlich Gott mit einem verständigen und wohlerfahrenen Wundarzte, welcher es bei seinem Patienten für nöthig erachtet, an den wunden Flecken zu schneiden und zu brennen. Zürnet da wohl der Arzt dem Kranken, weil er ihn brennet und schneidet? Bei Leibe nicht! Eben weil er den Patienten heilen und retten will, weil er ihn liebt, so ergreift er das scharfe Messer und schneidet die schadhafte Stelle heraus. So macht es auch Gott, wenn er uns zu zürnen scheint; in seinem Zorne liebt er uns; denn er will uns retten vom ewigen Verderben. (Mehler's Beispiele.)

---

28. Güte Gottes oder: wo die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten.

In einem Dorfe lebte ein ehrlicher Schneider, Namens Hermann. Zwanzig Jahre hatte er sich ehrlich und gut fortgebracht, und weder er noch die Seinigen Hunger gelitten., Aber bei der Theuerung im Jahre 1770 gerieth er in große Noth; denn das Brod und alle Lebensmittel waren theuer geworden, der Verdienst aber viel geringer, als sonst. Die meisten Leute mußten all ihr Geld an das liebe Brod wenden und auf Anschaffung neuer Kleider blieb nichts übrig. Jetzt saß oft der gute Hermann drei bis vier Wochen ohne Arbeit und Verdienst da, und doch wollten er und seine Kinder alle Tage essen. Ein Stück seiner einfachen Einrichtung nach dem andern wurde verkauft, bis zuletzt nichts mehr zu verkaufen übrig war. Es kam mit ihm also soweit, daß er einmal des Morgens aufstand, ohne zu wissen, woher er heute auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine

Kinder traten zu ihm hin, drückten ihm zutrauensvoll die Hand und riefen: „Brod, lieber Vater! Brod!“ — Ach da hätte ihm das Herz vor Jammer zerspringen mögen. Doch faßte er sich und tröstete sie mit den Worten: „Diesen Morgen werdet ihr wohl fasten müssen, aber Mittags sollet ihr euch alle satt essen können.“ — „Aber Vater!“ wendete eines der Kinder ein, „woher wirst du genug Brod für uns bekommen können? Wir alle sind sehr hungrig.“ — Der Vater wies mit der Hand gegen den Himmel, wandte aber schnell sein Gesicht weg; denn Thränen, bittere und heiße Thränen schossen ihm in die Augen. — Er eilte in die nächste Kammer, kniete sich dort nieder und betete: „Ach Gott! ach mein und meiner Kinder Vater! Willst du mich armen Mann erleben lassen, daß ich meine Kinder vor meinen Augen vor Hunger verschmachten lassen muß? Gewiß — dieß kannst du nicht! Wo die Noth am größten ist, ist ja deine Hilfe am nächsten! Hilf also, hilf o Vater; die Noth ist jetzt wirklich am größten.“ — Eilends sprang nun, als der Vater vom Gebete aufgestanden und seine Thränen abtrocknete, eines seiner Kinder herein, rufend: Vater, komm! Es ist eine Bäuerin draußen und will mit dir reden!“ — Hermann ging hinaus, und da fragte ihn die Bäuerin, ob er im Stande sei, für sie und ihre Töchter in drei bis längstens vier Tagen neue Kleider zu verfertigen; denn sie waren bis zum nächsten Sonntag zu einer Festlichkeit geladen und mußten bis dahin die Kleider haben. — „O ja, gewiß!“ erwiederte freudig der Schneider. „Nun, fuhr die Bäuerin fort, damit ihr desto wackerer und schneller arbeiten könnet, so habe ich Euch da einige Sachen mitgebracht. Sie öffnete nun ihren Handkorb und die Kinder sahen mit leuchtenden Augen hin, wie sie Brod, Butter, Mehl, Erbsen und geräuchertes Fleisch hervorholte und auf den Tisch legte. — Die Kleinen schlugen freudig ihre Händchen zusammen, und hüpften und sprangen voll Jubel in der Stube herum. Der Vater aber schwieg, blickte gegen Himmel und weinte. — Auf die Frage der Bäuerin, was dieß zu bedeuten hätte, erzählte der Schneider ihr seine Noth, und wie er heute seinen Kindern versprochen, zu Mittag sollten sie sich gewiß satt essen, ohne selbst zu wissen, woher er etwas bekommen würde; denn es sei kein Stücklein Brod und kein Stäubchen Mehl im Hause. — Die Bäuerin wurde innigst gerührt von diesen Worten, und

freute sich, daß Gott durch sie dieser ehrlichen, so hart bedrängten Familie geholfen. Tröstend sprach sie: „Von nun an, Meister Hermann! sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von frühern Jahren noch soviel Vorrath zu Hause, daß ich auch Euch damit aushelfen kann, bis der allgemeine Brodvater da oben wieder bessere Zeiten schickt. Kommet also zu mir, wenn Euch etwas abgeht. Ich werde Euch Alles um einen billigen Preis aufrechnen, und Ihr könnt es mit der Arbeit gelegentlich abverdienen." Die ganze Familie war vor Freuden fast außer sich. Sobald die gute Bäuerin weg war, wurde gekocht, und des Vaters Wort, daß seine Kinder Mittags gewiß sich satt essen würden, ging in Erfüllung. — Sie dankten aber auch Alle dem guten Gott recht herzlich, der, wo die Noth am größten war, seine Hülfe am nächsten sein ließ. (J. Hubner's „Erstes Geb. d. Liebe." S. 56.)

---

29. Güte Gottes oder: Wo die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten, oder: Der heilige Malchus und die Löwenhöhle.

Malchus war in seiner Jugend ein Waldbruder geworden und führte längere Zeit ein sehr strenges Büßerleben. — Da überfiel ihn aber das Heimweh, und obwohl man ihm ernstlich zuredete zu bleiben, so verharrte er doch auf seinem Vorsatze, zu seiner noch lebenden Mutter nach Hause zu reisen. — Zwischen Edessa und Beröa mußte er, um nach Antiochia, in dessen Nähe seine Heimath war, zu kommen, durch eine Wildniß wandern. Hier wurde er mit mehreren Reisegefährten von sarazenischen Räubern überfallen und gefangen genommen. Ein Herr kaufte ihn später und verwendete ihn zum Viehhüten. — Bei diesem Herrn diente auch eine christliche Sklavin, die dem Malchus, wenn er in seiner Lage völlig verzweifeln wollte, Trost zusprach und ihn zum Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ermunterte, die sie gewiß bald aus dieser Lage, wo ihr Glaube so vielen Gefahren und Verfolgungen ausgesetzt war, befreien würde. — Und wirklich bot sich bald eine günstige Gelegenheit zur Flucht. — An einem finstern Abende nahmen sie die nöthigste Nahrung mit sich, verließen im Stillen ihre Wohnung und

gingen durch die sandigen Wüsten gegen zehn Meilen weit. Aus Furcht vor den Sarazenen und wegen der großen Sonnenhitze reiseten sie immer mehr bei Nacht als bei Tage; oft sahen sie mit Angst zurück, ob sie nicht verfolgt würden. — Schon glaubten sie ganz sicher und geborgen zu sein, als sie am dritten Tage weit hinter sich zwei Reitende auf Kameelen ihnen nachjagen sahen. Sie wußten sich im ersten Schrecken weder zu helfen noch zu rathen. — In der Verwirrung liefen sie auf die Seite und fanden rechts eine Höhle, die sich ziemlich tief unter die Erde erstreckte. Sie krochen nun in ihrer größten Noth in die Höhle hinein, verbargen sich gleich beim Eingange in einen Winkel und verließen sich so mehr auf den Schutz Gottes, als auf die natürliche Sicherheit des Versteckes. Es dauerte nicht lange, so war schon ihr Herr, dem sie entflohen waren, mit einem Diener vor der Höhle. — Der Herr hielt mit gezücktem Schwerte vor dem Eingange Wache und schickte den Knecht in die Höhle hinein, um die Entlaufenen herauszuholen. Man denke sich die Angst der beiden Flüchtlinge, denen nun die schrecklichsten Strafen bevorstanden! — Der Knecht schritt behutsam in die Höhle hinein; weil er aber, vom hellen Sonnenscheine in die Dunkelheit eintretend, wie geblendet war, so bemerkte er die im abseitigen Winkel Verborgenen nicht, und stieg immer tiefer in die Höhle hinab. Er fing an zu schreien: „Kommt nur heraus, ihr treuloses Gesindel! — von hier werdet ihr eurem Herrn nicht mehr entfliehen.“ — Da sich aber Niemand meldete, so begann er mit seinem Schwerte in der finstern Höhle herumzuschlagen, und noch heftiger zu schreien und zu drohen. — Aber siehe da — plötzlich sprang aus dem Innern der Höhle eine Löwin hervor, riß ihn zu Boden, erwürgte ihn augenblicklich und zog ihn mit sich hinab in die Tiefe. — Der Herr meinte, weil sein Knecht so lange nicht komme, würde er sich mit den Gefangenen drinnen balgen; er müsse ihm also zu Hilfe kommen. Glühend vor Zorn und Rachgierde, trat nun auch er in die Höhle; tobte und focht herum, bis durch sein Geschrei neuerdings aufgereizt, die Löwin auch auf ihn hervorstürzte, und ihn wie seinen Knecht erwürgte. So wurden die zitternden Flüchtlinge zwar von einer Gefahr befreit; allein sie fürchteten mit Grund, die gereizte Löwin werde bald auch ihre Anwesenheit wittern, und es ihnen ebenso, wie ihren beiden Verfolgern machen. Sie verhielten

sich indessen ganz stille in ihrem Winkel, getrauten sich kaum zu athmen, und setzten ihr Vertrauen nur auf den, der auch den Daniel vor den Rachen der Löwen geschützt hat. — Die Löwin hatte Junge in der Tiefe der Höhle, und da sie schon zweimal durch das Getöse der Verfolger war aufgeschreckt worden, so hielt sie den fernern Aufenthalt für ihre liebe Nachkommenschaft nicht mehr für sicher, und kam daher bald hervor, indem sie eines ihrer Jungen nach dem andern in ihrem Rachen hinaustrug und in Sicherheit brachte. — Diese Gänge der Löwin sahen die Versteckten mit klopfendem Herzen an! — jetzt und dann fürchteten sie von dem wilden Thiere entdeckt und erwürgt zu werden. Die ganze folgende Nacht getrauten sie sich nicht hervor, sondern blieben schlaflos in ihrem Zufluchtsorte — in der Nähe der Leichen ihrer Verfolger. — Endlich des andern Tages, als sich die Löwin nicht mehr sehen ließ, traten sie aus der Höhle heraus und fanden in einiger Entfernung noch die zwei Kameele ihres Herrn. Diese waren mit Lebensmitteln beladen, die sich die Geretteten bestens schmecken ließen. — Nun, — nachdem sie Gott innigst für ihre Befreiung aus den Händen ihres Tyrannen sowohl, als auch aus dem Rachen der Löwin, gedankt, bestiegen sie die Kameele, und setzten ihre Reise fort, bis sie nach zehn Tagen ein römisches Lager erreichten. Hier wurden sie zu dem römischen Feldherrn Sabinus in Mesopotamien geführt, und erzählten ihm Alles, was ihnen begegnet; der Feldherr kaufte ihnen die Kameele ab, und ließ sie dann ruhig fortziehen. — Malchus ging in ein Kloster, und auch seine Leidensgefährtin widmete sich dem Ordensstande. So beschlossen sie beide nach ihren, mit vieler Geduld überstandenen Unglückstagen — ihr Leben in klösterlicher Zurückgezogenheit, im Dienste ihres Herrn, dessen Hilfe sie aus so großen Gefahren errettet hatte. Malchus starb um das Jahr 370 unter der Regierung des Kaisers Valentinian, und wurde später in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Das Fest des heil. Malchus wird gefeiert am 21. Oktober. — Diese Geschichte beschreibt der heil. Hieronymus, und versichert, daß er selbst diese zwei Personen gesehen und gesprochen habe. (Aus Domainko's Lehre in Beisp. S. 814.)

---

30. Güte Gottes, oder: Die wunderbare Mauer.

Im Jahre 1814 rückten die siegenden Feinde Napoleon's am 5. Jäner auf die Stadt Schleswig, welche mit Napoleon verbündet war, los, und es drohten den Einwohnern alle Gräuel des Krieges. In der ganzen Stadt war Furcht und Angst, und Alles in größter Verwirrung. In dieser Stadt lebte auch in einem kleinen Häuschen nahe am Stadtthore eine nicht unbemittelte Wittwe mit ihrem Sohne, einem jungen Menschen, der leider durch schlechten Umgang — ungeachtet der mütterlichen Warnungen — alle Religion eingebüßt hatte. — Auch die beiden Bewohner dieses Häuschens erstarrten völlig vor Schrecken, als sie vernahmen, künftigen Morgen werde die Stadt besetzt und geplündert werden. Gerade ihr Häuschen, da es auf einem etwas freien Platze stand, war dem ersten Anfalle ausgesetzt. Flucht war keine mehr möglich, die Gefahr schien unausweichbar. — Da kniete die fromme Wittwe die ganze Nacht auf dem Boden, den um Hilfe anflehend, der allein noch schützen konnte, der Sohn aber, alles Glaubens und Vertrauens auf Gott leer und ledig, nahm an ihrem Gebete, das ihm Albernheit schien, keinen Antheil, sondern fluchte im stillen, verbissenen Grimme der Laune des Schicksals. — In der Angst und Beklemmung ihres Herzens ließ die gläubige Frau oft und oft die Worte aus einem alten Liede hören und wieder hören:

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'."

Da wollte dieser oft wiederholte Reim dem Sohne beschwerlich fallen, und ärgerlich rief er: „Aber, Mutter! wie könnt Ihr denn verlangen, daß Gott eigens um Euch eine Mauer baue?!" — Die Mutter erwiderte ruhig: „Durch diese Worte, mein Sohn! bete ich eigentlich nicht um eine wirkliche Mauer, sondern nur um Gottes Schutz und Schirm. — Aber auch eine wirkliche Mauer um uns aufzuführen, wäre seiner Allmacht möglich." — Als es nun gegen 5 Uhr Morgens ging, und noch tiefe Nacht über der Stadt lag, hörten sie ein gewaltiges Brausen und Lärmen durch die Strassen an ihrem Hause vorüber; Trommelschlag und der düstere Klang der feindlichen Kriegshörner drang ihnen wie der Posaunenschall des Gerichts furchtbar in die Ohren, untermischt mit dem Gerassel der Kanonen und Wagen,

und dem wilden Jauchzen der einziehenden Feinde. — Schon hörten sie auch das Krachen gesprengter Thüren und das Klirren zerschlagener Fenster; der Lärm war bald näher, bald ferner vernehmbar, bis endlich Alles verhallte und völlige Todesstille eintrat. Als nun den größten Theil des Tages Alles ruhig geblieben, und ihr Haus von den Feinden gar nicht beachtet zu werden schien, da wagte es der Sohn endlich, einen Fensterladen leise zu öffnen, und siehe da — eine mächtige Wand von über Nacht gefallenem Schnee hatte der Wind vor das niedere Haus der Wittwe aufgeführt, und es so den Blicken der Feinde gänzlich verborgen. (Moral in Beisp. Münch. 1834. S. 351.)

---

31. Güte Gottes oder: der Papageiruf. (Wo die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten.)

Bei dem Kaiser Basilius war sein Sohn Leo durch einen Nichtswürdigen, Namens Santabarenus, verklagt worden, als trachte der Prinz dem Vater nach dem Leben, um eher auf den Thron zu kommen. — Der Kaiser glaubte der Verläumdung, und ließ seinen Sohn einsperren. Alle Vorstellungen und Fürbitten selbst der Angesehensten am Hofe blieben fruchtlos. Von Santabarenus immer noch mehr gereizt, — schickte Basilius sogar alle Briefe seines Sohnes, die dieser ihm in den demüthigsten und zärtlichsten Ausdrücken aus dem Gefängnisse schrieb, und worin er seine Unschuld bewies, diesem uneröffnet zurück. Da der Kaiser gar nichts von dem Prinzen wissen wollte, so wagte es auch Niemand am Hofe, seinen Namen vor dem Vater zu nennen, und der unglückliche, ganz schuldlose Leo wurde nach und nach völlig vergessen. — Aber gerade jetzt, da die Menschen ihn verlassen hatten, lenkte es die göttliche Vorsehung so, daß der Gefangene durch einen Papagei gerettet werden sollte. — Dieser Vogel, der mehrere Worte und Redensarten sprechen gelernt hatte, hing gewöhnlich im kaiserlichen Speisesaale. Da nun, besonders in den ersten Wochen, jeder Mensch von dem unglücklichen Prinzen sprach, und Viele am Ende in die Worte ausbrachen: „Ach, der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!" — so lernte auch der Papagei

nach und nach diese Worte. Nun geschah es, daß einige Monate später der Kaiser große Tafel gab, wozu die Vornehmsten des Reiches geladen wurden. Der Kaiser war an diesem Tage in bester Laune, und die Heiterkeit des Monarchen wirkte auch auf seine Gäste. Man aß und trank, lachte und scherzte und die Unterhaltung wurde immer geräuschvoller. Aber horch! — plötzlich vernimmt man eine Stimme: „Ach der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!" — Augenblicklich schwiegen alle Gäste stille, sehen sich um, woher die Stimme komme, und wer es wage, vor dem Kaiser von dem Prinzen zu reden, — und siehe da — es war der Papagei. — Diesem schien es zu gefallen, daß man ihn jetzt allein reden lasse, und noch zweimal sprach er laut: „Ach, der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!" — Die Gäste warteten voll Bangigkeit, was jetzt geschehen werde. Der Kaiser war ernst und nachdenkend geworden. Da stand einer der braven Rathsherrn auf und sprach: „Herr! dieser Vogel beschämt uns Alle, ja er klagt uns gewissermassen vor dir an, daß wir, uneingedenk des Sohnes unsers vielgeliebten Kaisers, uns hier sorgenlos jedem Genusse und jeder Freude überlassen, während der unglückliche Prinz, weil der väterlichen Liebe beraubt, in tiefem Kummer, in trostlosem Jammer sich verzehrt." — Nun legten auch die andern Gäste Fürbitte ein, der Kaiser wurde gerührt und erweicht, und sein Sohn gelangte wieder zur Gnade und Liebe des Vaters. (Herbsts Exempelbuch.)

---

32. Allwissenheit Gottes oder: der heil. Ephrem.

Ephrem wurde um das Jahr 350 zum Diakon der Kirche zu Edessa geweiht. Innerer Friede, der mild von seinem Antlitz strahlte, und eine Alles bezwingende Sanftmuth, verbunden mit dem Eifer der Liebe, gaben seinen Reden Salbung, eine durchdringende Kraft und gesegnete Fruchtbarkeit. — Die Geschichte hat uns von ihm unter Anderem auch Folgendes aufbewahrt:

Es geschah, daß ihm zu Edessa eines Tages, da er ausgegangen war, um durch Lehre und Werk wohl zu thun, eine ehrlose und gottvergessene Person ihre unreinen Absichten zu erkennen gab. Ephrem erblaßte über diese Unverschämtheit; doch faßte er sich schnell und lud sie ein, ihm zu

folgen, wohin er sie führen würde. Sie folgte. — Der Diener des Herrn ging aber gerade auf den Hauptplatz der Stadt, wo sich eben eine große Menge Volkes befand, und hier blieb er stehen. Jene staunte und sprach: „Im Angesichte so vieler Menschen müßten wir uns ja schämen!" — Zu diesen Worten wollte Ephrem die Irrende bringen. Mit ernster und doch sanfter Miene entgegnete er schnell: „Du glaubst dich vor diesen Menschen hier schämen zu müssen? Sollen wir uns aber vor Dem nicht schämen, dessen Blick allsehend ist, der überall hinreicht, der selbst das Innerste unsers Herzens durchschaut?" — Dieser Fingerzeig nach Oben erschütterte die Sünderin, ein Strahl der Gnade leuchtete in ihr Inneres. Weinend warf sie sich zu des Diakons Füßen und flehte: „Knecht Gottes! führe mich auf den Weg des Heiles, damit mir Gott meine vielen Sünden vergebe!" — Ephrem's Liebeseifer erfüllte der Reuigen Bitte und hatte die belohnende Freude, der Buße würdige Früchte zu sehen. (Palmblätter.)

---

33. Allwissenheit Gottes oder: der Knabe vor dem Apfelkorb.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah daselbst keinen Menschen; wohl aber sah er bei dem Fenster einen Korb voll Aepfel stehen. Das sind schöne Aepfel, dachte er bei sich und ging näher hinzu, und sah sie noch begieriger an; ja er griff schon nach dem Korbe und langte heraus. — „Aber nein!" sagte er, „dieß ist nicht recht; dieß darf ich nicht thun; wenn mich da schon Niemand sieht, so sieht mich doch Gott. Er weiß ja Alles." — Er ließ Korb und Aepfel stehen und wollte gehen. — „Halt, bleib!" schrie Jemand in der Stube. Wie da der Knabe erschrocken ist! — und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gelegen war, auf ihn zuging. „Fürchte dich nicht," sagte der Mann zu dem Knaben, „du bist ein gutes Kind! Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt Aepfel, so viel du willst und einschieben kannst, und merke dir dieses dein Lebtag:

Wo ich bin und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater zu!" (Jais.)

---

34. Allwissenheit Gottes oder: der brave Offizier.

Der berühmte und gelehrte Prediger Pater Franziskus Hunolt, Priester aus der Gesellschaft Jesu, erzählt uns in seinen bekannten Predigten ein gar schönes Beispiel, worin er nachweiset, wie lohnend die öftere Erinnerung an Gottes Allwissenheit sei. „Ein Edelmann von hohem Range“ so schreibt dieser große Prediger, „hatte bei seinem Herrn und Kaiser Kriegsdienste genommen und sich zum Hauptmanne emporgeschwungen. Im Kriegsgetümmel aber vergaß er der heiligen Pflichten seiner Religion nicht; im Gegentheile suchte er sich um so inniger an seinen Gott anzuschließen, je gefährlicher sein Stand und die damaligen unheilschwangeren Zeiten waren. Er suchte sich einen eigenen Gewissensrath und Beichtvater aus den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu aus und vertraute ihm seinen Seelenzustand ganz vollkommen an. Einmal gestand er aufrichtig, er habe noch nie eine schwere Sünde wider Gott begangen; und als er gefragt wurde, durch welches Mittel er seine Seele so rein bewahrt hätte, — bei so großen und vielen Gefahren, die doch der Kriegerstand mit sich brächte, gab er zur Antwort, er habe von seiner christlich frommen Erziehung her, welche er im herzoglichen Collegium zu Parma unter geistlicher Leitung empfing, sich tief in's Gedächtniß eingeprägt die Erinnerung: „Gott sieht dich!“ nie habe er sie vergessen. Bei allen Versuchungen zum Hasse, zur Rache, zum Raube, zur Unlauterkeit ꝛc. habe er stets durch diesen Gedanken gesiegt: Gott sieht dich! Bei jeder Anfechtung habe er zu sich selbst gesprochen: „Wenn Seine kaiserliche Majestät hier zugegen wäre und zuschauen würde; so würde ich gewiß diese und jene abscheuliche That mir nicht erlauben; sollte ich nun jetzt Böses thun, da ich ja gesehen werde von der allwissenden und höchsten Majestät Gottes? O das kann, das darf, das will ich nicht thun!“ Durch solche und ähnliche fromme Gedanken siegte der brave und wackere Offizier nicht nur über sich selbst, sondern auch gar oft über seine Feinde. Denn er gestand es offen, daß ihm eben dieser Gedanke an Gottes Allwissenheit im Kampfe eine unaussprechliche Herzhaftigkeit eingeflößt habe, indem er oft bei sich dachte: „Der allmächtige Gott ist hier zugegen; er sieht meine Gefahr, in die mich mein Amt und Beruf versetzte, er sieht meine Noth, die

ich leide; er kann, er wird mir beistehen!" — O wie schön! Sollten nicht auch wir mit diesem frommen Krieger uns durch den Gedanken an Gottes Allwissenheit rüsten und stärken, so oft uns die böse Lust zur Sünde reizen will? Sollten nicht auch wir mit einem gleichen Vertrauen zu dem Allwissenden emporblicken bei allen Leiden und Prüfungen dieses Lebens, und bedenken, daß er unsere Noth und unsere Thränen sieht, und sie stillen kann, stillen wird?! — (Mehler's Beispiele.)

---

35. Allwissenheit Gottes oder: Gott sieht unsere Leiden.

Es gibt keinen tröstlicheren Gedanken auf Erden für einen unschuldig Leidenden als den Gedanken: „Ein Auge ist im Himmel, das meine Unschuld kennt und sie eines Tages glorreich enthüllen wird." — Die heil. Elisabeth wurde nach dem Tode ihres Gemahls ungerechter Weise angeklagt, als ob sie durch ihre viele Almosenspenden die Landeseinkünfte verschwendet hätte. Schonungslos verwies man deßhalb die fromme Königstochter all ihrer Güter und verstieß sie aus dem Lande. In völliger Armuth mußte die Unglückliche mit ihren drei Kindern und zwei frommen Kammerfräulein, die sie nicht verlassen wollten, herumziehen und gleich einem Bettelweibe Obdach und Unterhalt suchen; und ach! nicht selten ward sie hartherzig und mit Spott von den Thüren abgewiesen. Bei allen diesem Elende blieb ihr nichts als nur der Gedanke: „Gottes Auge, das über jedem Menschen wacht, weiß es, daß ich unschuldig bin. Er wird meine Unschuld mit der Zeit gewiß auch entdecken." — Und siehe da! wirklich fügte es Gott, daß ihre Unschuld in Bälde anerkannt und sie selbst wieder in ihre Ehren und Güter eingesetzt wurde. Von nun an widmete sie sich nur noch um so eifriger den Werken der Gottseligkeit, bis sie 1231 voll Freude im Herrn entschlief. (Schuster's Handbuch Thl. I.)

---

36. Allgegenwart Gottes oder: der fromme Jüngling.

Ein studirender Jüngling zu H . . . ., der von frommen Eltern wohl erzogen war, hatte das Unglück, auf eine Empfehlung hin, in die man nicht das mindeste Mißtrauen

setzen zu dürfen glaubte, seine Wohnung in einem Hause zu nehmen, wo man es mit der Tugend und Religiosität eben nicht gar genau nahm. Da er schön von Gestalt und liebenswürdig in seinem Benehmen war, so fehlte es nicht an mannigfachen Netzen, die man seiner Unschuld und Reinigkeit zu legen bemüht war. Aber das Wort, das er so oft und mit so ernstlichem Nachdrucke aus dem Munde der frommen Mutter vernommen hatte: „Sohn! habe stets Gott vor Augen! Denke überall, wo du bist, an Gottes Gegenwart!" Dieß rettete ihn aus jeglicher Versuchung. — Einst war ihm die Gefahr sehr nahe. Die Aufwärterin in seinem Hause hatte ihm schon lange nachgestellt und alle Kunstgriffe aufgeboten, um seiner Tugend gefährlich zu werden. Doch der gottesfürchtige Jüngling stellte sich immer, als ob er's nicht merkte. Da scheute sich endlich die Unverschämte nicht mehr, mit ihrem ruchlosen Antrage offen hervorzutreten. Der christliche Jüngling, der einen solchen Antrag vom Grunde des Herzens verabscheute, hörte denselben ruhig an, rüstete sich durch den Gedanken an Gottes Gegenwart zum Kampfe, und that, als ob er einwilligte; nur diese Bedingniß setzte er, sie möchte ihn an einen verborgenen Ort führen, wo sie völlig sicher wären und von Niemand bemerkt werden könnten. Die Böse that nach seinem Verlangen und führte ihn an einen verborgenen Ort. Doch der Jüngling erklärte, dieser Ort scheine ihm nicht sicher genug zu sein. Sie führte ihn anderswohin; aber er machte dieselbe Einwendung. Ebenso an einem dritten Orte. Da die Gottvergessene ihn nun immer weiter in's Dunkle und in die Einsamkeit führte, so sagte er endlich: „Führe mich an einen Ort, wo Gott nicht ist und uns nicht sieht." Diese Worte drangen ihr durch's Herz. Sie wurde gerührt, bereute ihre Thorheit, kehrte um und besserte sich.

Wer wandelt stets vor Gottes Angesicht,
Fürwahr, glaub' meinem Wort'! der sündigt nicht.
(Snell.)

---

37. Allgegenwart Gottes oder: die gottesfürchtige Schwester.

Jakob und Anna waren einmal ganz allein zu Hause. Da sagte Jakob zur Anna: „Komm, wir wollen uns etwas

Gutes zu essen suchen und es uns recht wohl schmecken lassen!" — Anna sprach: „wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo uns Niemand sieht, so will ich mit dir gehen." — „Nun," sagte Jakob, „so komm mit in die Speisekammer, dort gibt es allerlei gute Sachen zum verzehren." „O nein!" erwiderte Anna, „da sieht uns ja der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet." „So komm mit mir in die Küche!" fuhr Jakob fort; „im Küchenkasten steht ein Topf voll Honig; dabei wollen wir uns gütlich thun." „Wo denkst du hin, Jakob!" entgegnete Anna, „kann denn dort nicht unsere Nachbarin hereinsehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt?" — „So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen," sagte Jakob; dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht." — Anna sprach: „O mein lieber Jakob! meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt und in's Dunkle sieht?" — Jakob erschrack und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott ist auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun." — Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm und schenkte ihm ein schönes Bild. Es war darauf das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, abgebildet und unten stand geschrieben:

Sieh' auf gen Himmel! Gott ist da;
Schau in die Tiefe! Gott ist da;
Sieh' um dich her! Gott ist dir nah;
Ihm kannst du nimmermehr entflieh'n;
Denn wo du bist, da triffst du Ihn.

(Chr. v. Schmid.)

---

38. Wahrhaftigkeit Gottes oder: der vereitelte Tempelbau.

Im alten, wie im neuen Bunde ließ Gott den Juden mehrfach durch seine Propheten nnd zuletzt durch Jesus Christus selbst die Auflösung ihrer Religion und die Zerstörung ihres Tempels vorherverkünden; kein Stein sollte auf dem andern bleiben und nie mehr sollte der vormals so herrliche Tempel zu Jerusalem ersteh'n. So beschloß es Gott in seinen ewigen Gerichten. Und das weltbeherrschende Rom war bestimmt, diesen unabänderlichen göttlichen Beschluß

zu vollziehen. Da versuchten es die Juden unter der Regierung des abtrünnigen Kaisers Julian, und eigentlich auf seinen Antrieb, ihren Tempel wieder herzustellen, und sonach die Weissagungen und göttlichen Aussprüche, die sich auf die anhaltende Zerstörung des Tempels beziehen, zu vereiteln. Das göttliche Gericht, welches nach dem Glauben der Christen die Juden zu beständiger Zerstreuung verurtheilt hatte, sollte zu Nichte gemacht, und der christlichen Kirche sollte zu ihrer Beschämung die jüdische in ihrem vormaligen Glanze, mit dem Tempel, dem Priesterthume und den altgesetzlichen Opfern, gegenüber gestellt werden. Die Juden selbst, die schon zweimal unter Hadrian und unter Constantin vergeblich den Aufbau des Tempels versucht hatten, erwarteten nur einen Wink des Kaisers Julian, um noch einmal das Werk mit aller Anstrengung zu beginnen. Schon hatte Julian in einem an die jüdische Nation gerichteten Schreiben ihnen seinen Schutz und die Befreiung von jeglicher Unterdrückung verheißen, und sie aufgefordert, für den Sieg seiner Waffen zu ihrem Gott zu beten; nach seiner Rückkehr aus dem persischen Kriege wolle er Jerusalem wieder aufbauen und sich daselbst mit ihnen in der Verehrung des höchsten Wesens vereinigen.

Die Wiederherstellung des Tempels sollte aber jetzt schon, ehe Julian zu Felde zog, begonnen werden; sein vertrauter gleichgesinnter Freund Alypius sollte das Unternehmen leiten, der Statthalter der Provinz ihm beistehen, und ungeheure Geldsummen wurden zu seiner Verfügung gestellt. Nun wurden Baumaterialien in großer Menge zusammengebracht; die Juden strömten in Schaaren herbei, um mitzuarbeiten, und selbst aus entfernten Gegenden kamen viele, um Zeugen des Sieges zu sein, welcher hier über die Kirche Christi errungen werden sollte. Aber diese Herausforderung Gottes blieb nicht unbeantwortet. Heftige Windstöße zerstreuten die Baumaterialien; Blitze zerschmetterten die Werkzeuge und Maschinen; ein Erdbeben schleuderte die Steine, welche noch in dem alten Fundament geblieben waren, heraus und warf die nächststehenden Gebäude zu Boden; zugleich zeigten sich an den Kleidern der Anwesenden Kreuze, und in der Nacht erschien auch am Himmel ein strahlendes, von einem Kranze umgebenes Kreuz. Die Entscheidung aber bewirkten die Feuersflammen, welche aus dem Grunde hervor-

brechend viele Arbeiter tödteten, Andere beschädigten, und durch ihre wiederholten Ausbrüche endlich Juden und Heiden zwangen, das angefangene Werk wider Willen aufzugeben. — Gott ist wahrhaft und getreu, und gegen seine Verheißungen und Drohungen vermag nichts — der menschliche Wille. — Das gesammte jüdische Volk in seiner dermaligen Zerstreuung durch die ganze Welt ist bis auf den heutigen Tag noch ein sprechender und lebendiger Beweis für diese Wahrheit.

Erd' und Himmel wird vergehen,
Gottes Wort bleibt ewig stehen.

(Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Von den Engeln.

1. Die heilige Franziska Romana im Umgange mit ihrem heiligen Engel.

Die heiligen Engel Gottes zu schauen, wie und was sie sind, dieses Glück soll erst einen Theil unserer einstigen Seligkeit im Himmel ausmachen. Indeß hat es schon gar viele Heilige Gottes auf Erden gegeben, die wie Engel im Fleische wandelten und deßhalb auch gar oft eines besonderen Umganges mit ihren heiligen Engeln gewürdiget worden sind. Statt vieler Anderer nenne ich nur die heil. Franziska Romana, in deren Leben und Canonisations-Prozesse wir diese besondere Gnaden-Vergünstigung öfter erwähnt finden, und worauf selbst auch die Kirche im Gebete, welches sie am Feste dieser Heiligen im Officium beten läßt, hindeutet. — Franziska lebte nach dem Tode ihres Mannes in heiliger Zurückgezogenheit einzig und allein ihrem Gott und dem Heile ihrer unsterblichen Seele, fromm und keusch, wie ein Engel Gottes. Dadurch verdiente sie es, als ein Engel im Fleische mit den Engeln im Himmel in nähere Verbindung zu kommen. In wunderbarer Lichtgestalt begleitete sie auf allen ihren Wegen ein Engel des Herrn. Dieser stand unausgesetzt zu ihrer Rechten; und wenn sie ihn anzuschauen versuchte, so war ihr nicht anders, als Einem, der in die Sonne zu sehen sich bemüht. So oft sie betete, oder von

unreinen Geistern geplagt wurde, erschien ihr der Engel im freundlichsten und zugleich mächtigsten Lichte. Ihrem ehrwürdigen Beichtvater Martinotis erzählte sie die wunderbare Erscheinung folgendermaßen: sie sei von solchem Lichte umgossen, daß sie bei seinem Scheine zur Nachtszeit wie am hellen Tage ihr Offizium zu beten vermöge. Angesicht und Auge halte dieser Bote des Himmels immer aufwärts gerichtet, und er erscheine immer jugendlich, wie ein Knabe, die Hände vor der Brust gekreuzt, das Haar kraus und goldgelb, auf die Schulter niederfließend. Er sei gekleidet in ein schneeweißes Gewand, bald weißer als Schnee, dann himmelblau, zu Zeiten in Purpurröthe glühend. Auf solche Weise sei seine ganze Gestalt bis auf die Knöchel hinab umkleidet; die Füße aber seien blos und unendlich reinlich, selbst auch dann, wenn er mit ihr durch kothige Straßen ginge. — Wenn nun die Engel Gottes sich im Umgange mit Menschen schon so herrlich zeigten, um wie viel herrlicher müssen sie nicht sein in der Glorie des Himmels selber? — (Mehler's Beispiele.)

2. Eine Vision des heil. Bernardus oder: die Engel in der Kirche.

Unaufhörlich loben die seligen Geister Gott den Herrn und freuen sich, wenn auch die Menschen ihrem Gotte Lobgesänge singen. Nicht selten mischen sich bei diesem heiligen Geschäfte die Engel Gottes darein und nehmen freudigen Antheil, wie dieß dem heil. Bernard einmal in einer Vision gezeigt ward. Da nämlich einst an einem Vorfeste von seinen Brüdern der Hymnus Te Deum gesungen wurde, sah er, wie viele Engel in den Chor eintraten. Sie waren mit einem wunderbaren, schneeweißen Lichte umgeben, ihre Wangen glichen paradiesischen Rosen, und in ihren Augen funkelte göttliche Freude, gewiß aus keiner andern Absicht, als dem Diener Gottes dasselbe Gefühl einzuflößen; endlich zeigten sie auch ein brennendes Verlangen nach dem Lobe Gottes. Sie durchliefen alle Chorstühle der Singenden, Jene zur Erhebung des Geistes und der Stimme anzufeuern, Andere wegen ihrer Andacht zu beglückwünschen, Diesen zu helfen, daß sie nicht vom Eifer ablassen, endlich Allen gleich-

sam als Vorsänger und Chorführer zu dienen, damit weder ihre Stimme noch ihr Geist von den Vorschriften des himmlischen Gesanges abirre. Und der heil. Bernard selbst wurde dadurch angeeifert, Gott mit noch lieblicherem Gesange zu preisen, um dadurch in Gemeinschaft mit den Engeln seine Brüder zum Lobe Gottes zu entflammen. (Mehlers Beispiele.)

---

3. Der Schutzengel des Kindes.

Am 5. September des Jahres 1843 — während der Oktave des heiligen Schutzengelfestes — ereignete sich zu Aigen am Inn abermals ein auffallendes Wunder göttlichen Schutzes. Ein Zimmerpalier war eben fertig mit der Aufrichtung eines Holzstoßes und wollte die Leiter, die er dazu nöthig hatte, weglehnen, als der ganze Stoß nachfiel und ein Mädchen von 2½ Jahren überschüttete. Die bestürzten Eltern und Geschwister riefen angstvoll zum heil. Schutzengel, und siehe da! man beseitiget das Holz und das todtgeglaubte Kindlein entging ganz unverletzt, selbst ohne die kleinste Hautritze, der augenscheinlichsten Lebensgefahr. — Dieß, auf die reinste Wahrheit gegründet, diene zum Lobe Gottes und zur Ehre der heiligen Engel! (Blätter zur Belehr. u. Erb. 9. Jahrg. S. 700.)

---

4. Der Schutzengel oder die Goldgrube.

Der heilige Patricius wurde als Knabe von Seeräubern gefangen und nach Irland gebracht, wo er zum Schweinhirten verwendet wurde. Der heilige Schutzengel nahm dadurch Gelegenheit, an seinem Schützling einen Wohlthäter und Erlöser zu machen. Er zeigte ihm eine Grube, welche die Schweine aufgewühlt hatten, und in derselben Goldmünzen, die er nahm und sich damit aus der Knechtschaft loskaufte. Als er seine Freiheit erlangt hatte, brachte er seinem Engel tausendfältigen Dank dar und widmete sich ihm als besonderer Verehrer. (Vita S. Patr. ap. Sur.)

---

5. Der Schutzengel in der Krankheit.

Besondere Dienste leisten die heiligen Engel dem Menschen in Krankheiten. Wir wissen es aus der heiligen Schrift, wie der blinde Tobias unter der Anleitung des Erzengels Raphael sein Gesicht wieder erhielt. Etwas Aehnliches begegnet uns auch in der Lebensgeschichte des heil. Gregor von Tours. Dieser war noch ein Knabe, als sein Vater an einer schweren Krankheit darniederlag. Während des Schlafes erschien ihm nun sein Schutzengel in menschlicher Gestalt und sagte: „Gehe hin, schreibe auf einen kleinen hölzernen Spieß den Namen Jesus und lege ihn auf das Kopfkissen des Vaters!" Hierauf verschwand der Engel. Am frühen Morgen eilte der Knabe zur Mutter, erzählte ihr den Auftrag des Engels und vollzog auf ihr Geheiß denselben, worauf der Vater sogleich gesund wurde. Als aber nach zwei Jahren das Uebel sich wieder einstellte, erschien dem Knaben der Engel abermals und fragte ihn, ob er das Buch Tobias kenne. Gregor verneinte es. Nun so wisse! erwiederte der Engel, Tobias wurde mittels der Leber eines Fisches von der Blindheit geheilt; wenn du dasselbe Mittel anwendest, so wird dein Vater auch dießmal seine Gesundheit wieder erlangen. Nachdem er hierüber abermals seiner Mutter Bericht erstattet, schickte diese, dem göttlichen Befehle zu gehorchen, die Diener auf den Fischfang aus. Sie fingen alsbald einen ungeheuren Fisch, den sie ausweideten und dessen Leber sie im Zimmer des Kranken über heiße Kohlen legten. Sobald nun der Geruch der Leber zum kranken Vater gelangte, wich auch plötzlich aller Schmerz, und Alle fielen nieder, dem himmlischen Arzte ihren Dank abzustatten. (Vita S. Greg. Tur.)

---

6. Der Schutzengel auf der Reise.

Als der heilige Benedict noch in Sublaco wohnte, erkannte er durch göttliche Eingebung, daß er auf den Berg Cassino wandern sollte. Auf der Reise dahin kam er aber in ganz unbekannte Gegenden; indeß wo er immer auf einen Scheideweg stieß, kamen ihm zwei Jünglinge entgegen, deren Ansehen sie als Himmelsbürger verrieth, und

sie zeigten ihm, wohin er seinen Weg richten müsse. Der heilige Wanderer bedankte sich allemal schönstens bei ihnen, und wünschte nur, daß recht viele Scheidewege kommen möchten. (Mehler's Beispiele.)

7. Der Schutzengel in der Versuchung.

Liffard, ein Mönch in der Stadt Köln, stammte aus einem edlen und berühmten Geschlechte; dennoch versah er mit demüthigem Sinne und unermüdlichem Fleiße mehrere Jahre das Amt eines Kloster-Pförtners. Schon nahte er sich seinem Lebensende, und der böse Geist wußte wohl, daß derselbe, wenn er in diesem seinem Amte treu ausharre, mit den nämlichen Schlüsseln, womit er die Pforte immer in heiliger Gesinnung geöffnet, sich auch durch sein und Christi Verdienst den Himmel öffnen werde. Was sollte er beginnen? Er will das Aeußerste wagen und sucht ihm in seinen alten Tagen das größte Mißvergnügen über seine Arbeiten einzuflößen. „Wie, Liffard, haben deine Obern gar kein Mitleid mit deinem greisen Alter? Denken sie gar nicht daran, daß du solchen Arbeiten zuletzt erliegen mußt und daß dich dieses verächtliche Amt umbringt? Wärest du für dich in deinem vorigen Stande, so würden sie sich eine Ehre daraus machen, dir dienen zu dürfen. Wie sehr aber entehrt dieser Dienst dein Geschlecht und dein Greisenalter!“ Der unselige Mönch ließ das Gift dieser Vorstellung in seine Seele eindringen, und sprach zu sich selbst: „Soll ich etwa immer diesen Dienst verrichten? Ist denn Einer verpflichtet, sich durch Mühseligkeiten zu erdrücken und zu tödten? Ach, ich kenne die Gesinnung der Obern gar zu gut, sie werden meiner niemals schonen, und wenn ich etwa mit einer gerechten Klage komme, werden sie mich überdieß noch mit harten Worten zurückweisen. O du unglücklicher Greis! Was hast du verlassen, was hast du aufgesucht! Aber wozu eitle Thränen? Ich will etwas wagen, um mich aus diesem Elende loszureißen. Liffard! du hast lange genug in so harter Dienstbarkeit geschwitzt; wohlan! so lange du kannst und noch Zeit ist, und dir der Pförtnerdienst Gelegenheit gewährt, davon zu gehen, befreie dich aus dem Gefängnisse des Klosters und kehre in dein

Haus zurück, dort wird dir die Freiheit um so süßer schmekken, je später du sie genießest! Es ist beschlossen, ich gehe und rette mein graues Haupt, das hier ungerechter Weise unterdrückt wird, vom grausamen und vorzeitigen Tode." Während nun in einer Nacht diese Gedanken in seiner Seele sich bewegten, beschloß er in seiner aufgeregten Leidenschaft, sogleich bei Tages-Anbruch das Kloster auf verbrecherische Weise zu verlassen. Da stand plötzlich sein Schutzengel in ehrwürdiger Greisengestalt vor ihm, und befahl ihm mit einem ernsthaften Winke, er solle aufstehen und ihm folgen. Er geht ihm also nach. Der Engel führt ihn aus dem Schlafsaale hinaus, dann zur Kirchthüre, zuletzt durch die Kirche auf den Kirchhof. Er staunt, wie doch alle Thüren sich alsbald von selbst vor ihnen öffneten; sein Schrekken erreicht aber den höchsten Grad, als er alle Gräber mit einer gewaltigen Erschütterung der Erde sich öffnen sah. „Da," sprach der Engel, neben einer Leiche stehend, „da sieh', Liffard! diesen Menschen, der vor wenigen Tagen hier begraben wurde; betrachte einmal seine Augen und seinen übrigen Körper! Solche Gestalt und dieser Ort wird auch dir in kurzer Zeit zu Theil werden. Wie wahnsinnig handelst du, o gottloser Alter! Welcher Satan treibt dich, daß du an einen gotteschänderischen Abfall vom Ordensleben denkest? Aber komme nur mit mir und beschaue noch andere Leichen! Liffard weigerte sich, und wollte nicht auf ein Neues den Schrecken ausstehen; er bat den Engel inständig, er möge ihn nur wieder in das Kloster zurückführen, und versprach heilig, er werde niemehr sich in den Sinn kommen lassen, das Kloster auf so verbrecherische Weise zu verlassen; zur Genüge habe er an diesem einzigen Grabe seinen unbegreiflichen Wahnsinn erkannt. (Cäsarius I. 4. dial. c. 4.)

---

8. Der Einsiedler und der Schutzengel.

Die heiligen Engel zählen jeden Schritt, den wir aus Liebe zu Gott machen, jedes gute Werk, das wir aus Liebe zu Gott verrichten, und tragen alles dieses ein in das Buch des Lebens. — Ein Einsiedler, dessen Zelle weit von dem Orte entfernt war, wo er sein Wasser holte, fand sich eines Tages von dem Wege so ermüdet, daß, als er sich vor Mat-

tigkeit nicht mehr aufrecht halten konnte, er zu sich selbst sprach: Was ist es nöthig, daß ich mir so viele Mühe gebe? Es ist bequemer, daß ich bei dem Wasser wohne und dorthin meine Zelle baue. Ein anderes Mal ging er wieder mit seinem Kruge zum Wasser und überdachte auf dem Wege, wo er am Bequemsten seine Zelle aufschlagen könnte. Da hörte er hinter sich wie von einer Menschenstimme zählen: „Eins, zwei, drei" u. s. f., nach der Zahl der Schritte, welche er machte. Er wunderte sich darüber, daß in dieser Einöde Jemand sei, drehte sich um, sah aber Niemand. Er ging seinen Weg weiter, und hörte von Neuem dieselbe Stimme. Er kehrte sich abermals um, sah aber wieder nichts. Das Nämliche geschah zum dritten Male, und als er sich wieder umsah, erblickte er hinter sich einen Jüngling, umstrahlt von hellem Glanze, welcher zu ihm die Worte sprach: „Ich bin ein Engel Gottes, der alle deine Schritte zählt, damit keiner derselben ohne Belohnung bleibe." Und als er diese Worte gesprochen hatte, verschwand er. — Betroffen stand der Einsiedler da und sprach zu sich selber: „Wie könnte ich so weit die Vernunft verlieren, daß ich einem so großen Gute entsagen, und mich eines so sichern Gewinnes berauben wollte?" — Und von diesem Augenblicke an sann er nicht mehr darauf, seine Zelle näher zum Brunnen zu bringen, sondern dachte nur daran, sie vielmehr noch weiter davon zu entfernen, damit er künftighin sowie mehr Mühe, also auch mehr Verdienst vor Gott hätte. (Aus dem heil. Sophronius.)

---

9. Der Einsiedler Moses oder das Heer der bösen Geister.

Nicht nur Christus selbst steht dem Frommen im Kampfe gegen die Hölle bei, sondern der himmlische Vater hat uns auch gegen die feindlichen Angriffe des Teufels einen schützenden und leitenden Engel zur Hand gegeben, unter dessen Schutz und Beistand wir die bösen Geister nicht fürchten dürfen. „Viele Erzengel, viele Thronen, viele Mächte und Herrschaften, tausendmal tausend und zehnmal hundert tausend dienende Geister stehen bei Gott, bereit, überallhin ausgesandt zu werden," sagt der heil. Athanasius; und der heil. Dionysius fügt bei: „Diese alle sehen es als ihr eigentli-

ches und edelstes Geschäft an, durch ihre Dienste unser Seelenheil zu fördern, denn sie wissen, daß es kein göttlicheres Geschäft gibt, als mit Gott am Heile der Seelen arbeiten." — Der Einsiedler Moses wurde, nachdem er mehrere Jahre in großer Heiligkeit in der Wüste gelebt hatte, vom Teufel so arg zur Sünde angefochten, daß er beinahe allen Muth und alle Hoffnung verlor, ferner mehr widerstehen zu können. Völlig verwirrt rannte er durch die Wüste, als wenn er vor dem Teufel fliehen wollte. Endlich begegnete er auf Gottes Anordnung und von seinem Engel geführt einem gewissen Isidor, einem Manne von großer Heiligkeit und von großen Gnadengaben, dem er unter vielen Thränen seine Bedrängniß eröffnete. Dieser hieß den Trostlosen guten Muthes sein, begab sich aber zum Gebete, um von Gott zu erlangen, daß jener von seiner Plage befreit werde. Nach Beendigung des Gebetes, als der Mann Gottes erkannte, daß ihn Gott erhört habe, befahl er dem Moses, daß er mit ihm auf das Dach der Zelle steige und von da aus gegen Sonnenuntergang blicke. Welcher schreckliche Anblick stellt sich ihm aber dar! Er sieht ein unzähliges Heer der abscheulichsten Teufel, welche mit grausamer Wuth ihre feurigen Pfeile gegen ihn absenden. Da ward er noch mehr als jemals bestürzt und rief aus: „Wehe mir, mein Herr und Gott! Hatte ich ehedem nicht recht, wenn ich behauptete, ich müßte ganz sicher zu Grunde gehen, wenn du mir nicht beistehest? Was soll ich beginnen?" Isidor erwiderte hierauf: „Laß es genug sein mit deiner Furcht; richte nun deine Augen gegen den Aufgang der Sonne!" Er that es, und welches Wunder! Er gewahrte ein Heer von unzähligen himmlischen Streitern, deren Körper glänzender als die Sonnenstrahlen waren, und deren Waffen einen wunderlieblichen Klang von sich gaben. Hieraus konnte Moses zur Genüge erkennen, daß er durch ihren Schutz sich gegen die drohenden Angriffe der Geister der Finsterniß sicher stellen könne. Er kehrte nun vertrauensvoll in seine Zelle zurück und schlug die feindlichen Dämonen jedesmal in die Flucht, so oft er seine Engel ihnen entgegenstellte. (Mehler's Beispiele.)

---

10. Die selige Crescentia von Kaufbeuren oder die Bosheit des Teufels.

Von der seligen Mutter Crescentia von Kaufbeuren habt ihr gewiß schon Alle gehört; aber das ist euch vielleicht noch nicht zu Ohren gekommen, welch große und vielfältige Plagen ihr der Teufel angethan hat. Ich will diese euch nun aus einer ihrer Lebensbeschreibungen erzählen. „Es hat," heißt es darin, „unsere liebe Mutter Crescentia nicht nur allein äußerlich von den Menschen sehr viele und große Dinge erlitten, sondern der böse Feind selbst verübte seine Bosheit auf eine grausame Weise an ihr durch schreckenvolle Erscheinungen in allerhand abscheulichen wilden Thiersgestalten, welche sie bei Tag und Nacht vielfältig zu leiden gehabt. Bei so grausamen und schreckenvollen Erscheinungen hatte es aber noch sein Verbleiben nicht, sondern die unschuldige Crescentia mußte überdas noch viele andere grausame Dinge von dem bösen Geiste ausstehen, als da waren: harte und grausame Schläge, erschreckliche Versuchungen in Bildern, Entführungen, Streiche und Binden, daß sie also vielmals das Leben hierüber würde eingebüßt haben, wenn sie nicht durch übernatürliche Hülfe und Gnade Gottes wäre erhalten worden. Es ist auch der böse Feind gar oft bei der finstern Nacht in die Zelle der Crescentia als wie ein grimmiger Löwe hineingefahren, und hat sie grausamer Weise herausgerissen, mit einem höllischen Feuer und Getös mit ihr hinunter über die Stiege gesprungen, daß die Crescentia ihr Haupt auf die Staffeln der Stiege grausam aufgeschlagen, und schier zerschmettert hat, welches auch von den andern Schwestern gehört ist worden. Dieß aber geschah mit solcher Geschwindigkeit, daß diejenigen Schwestern, so der Crescentia nachgeeilt, die Grausamkeit zwar hörten, aber wegen Geschwindigkeit nicht sehen konnten, sondern der böse Feind war fort mit ihr, trug oder zog sie unter vielen Schlägen und andern Peinen von einem Ort zum andern, auch außer das Kloster. Bald setzte er sie zu oberst auf den First des Klosters oder eines andern Hauses, bald auf einen hohen Thurm der Stadt; bisweilen schleppte er sie hinaus zu dem Wasser, welches man die Wertach nennt, setzte sie auf das Dach der Brücke, und wollte sie alle Augenblicke in das Wasser hinunterwerfen. Zu Zeiten hat er sie an einen Baum

gebunden und grausam daran geschlagen, bald aber an selben aufgehängt, und mit einem höhnischen Geschrei und Frohlocken sie verspottet. Im Kloster aber hat er sie bald zwischen schwere Truhen oder auch große Balken hineingepreßt, daß sie sich nicht mehr bewegen, und oft schier nicht mehr athmen konnte; wie sie dann vielmal schier halbtodt unter dergleichen schweren Sachen ist gefunden worden und von den andern Schwestern mit großer Mühe hat müssen herausgezogen werden. Bei kältester Winterszeit hat er sie in dem durch das Kloster laufenden Bach herumgezogen, bis sie völlig durchnäßt war; alsdann hat er sie wiederum fortgeschleppt und unter die Scheiterlager hineingeworfen, mit Schnee und vielen schweren Scheitern bedeckt, über welches alsdann die bösen Geister ein höhnisches Gelächter und Gespött gehabt haben, bis sie endlich von den andern Mitschwestern nach langem und vielem Suchen unter dem häufigen Schnee und Holz auf dem Angesichte liegend und ganz erstarrt ist gefunden worden. Wann sie eine Stiege hinaufgegangen, war der neidige Satan gar oft da, und warf sie mit aller Gewalt wiederum hinunter, daß ihr vielmal das häufige Blut zu Mund und Nase herausgeschossen. Einmal hat die Crescentia auf dem obern Boden des Klosters etwas holen wollen; als sie aber hinaufgekommen, ergriff sie der böse Feind und warf sie mit solcher Gewalt zwischen den Balken auf den andern Boden herunter, daß sie auf der Stelle zwei frische Zähne eingefallen hat, und daß der grausame Fall herunter im Kloster ist gehört worden. Deßwegen haben die andern Schwestern die Crescentia alsogleich gesucht und allda halb todt gefunden. Wann sie im gemeinsamen Speisezimmer nach Ordensbrauch die offene Schuld gesprochen, hat der böse Feind ihr das Haupt mit unerhörter Geschwindigkeit auf den Boden geschlagen, daß die zusehenden Schwestern nicht anders vermeinten, als daß ihr diese Gewalt das Haupt zerschmettern würde; welches auch gleichermassen zur gewöhnlichen Tischzeit geschehen ist, nicht ohne große Furcht und Mitleid der Oberin und andern Schwestern. Es hat ihr der böse Feind sogar in ihren Arbeiten und Gehorsamsverrichtungen unterschiedliche Bosheiten zugefügt. In der Küche hat er ihr oft das Feuer ausgelöscht, die gekochten Speisen verschüttet und andere Sachen mehr. Einmal hat er ihr eine siedende Speise über den Kopf abgeschüttet, welches ihr einen

sehr großen Schmerzen verursacht hat. Ein anderesmal ist er wiederum zur Crescentia in die Küche gekommen, als sie eben eine Speise für die Schwestern völlig ausgekocht hatte, da nahm er ihr wieder diese Speise mit aller Gewalt hinweg. Die Crescentia aber unerschrocken und aus göttlicher Gnad und Antrieb gestärkt, nahm eilends den Kochlöffel und schlug mit selbem den bösen Feind aus allen ihren Kräften auf seinen Rüssel; über welches der hoffärtige Geist grausam zu heulen und zu brüllen angefangen, und also beschämt sich in die Flucht begeben." (Görre's Mystik III. 465—467.)

---

11. Maria von Mörl oder: die Bosheit des Teufels.

Auf ähnliche Art, nur nicht gar so arg, ist auch die Jungfrau Maria v. Mörl zu Kaldern in Tyrol, die noch lebt und mit den Wundmalen Jesu Christi begnadigt ist, vom Teufel geplagt worden. Es war zu Anfang der dreißiger Jahre, als diese ihre Plagen angefangen. „Scheußliche Gestalten zeigten sich ihr im Zimmer bei Tag wie zur Nachtszeit, und selbst auf dem Kirchweg. Dann verkroch sie sich bisweilen aus Angst unter das Bett, oft stürzte sie am hellen Tage mitten im Zimmer aus Schrecken zu Boden, oder wurde plötzlich von den heftigsten Erschütterungen ergriffen. Die Schreckensgestalten, welche diesen gewaltigen Eindruck in ihr hervorriefen, beschreibt sie dann wohl selbst in diesen Worten: Es sind gräßliche Männer, die sich an mich herandrängen und mir drohen, mich fortzuschleppen ... Mich schreien sie an, und dabei ist mir entsetzlich schwer im Herzen: Mit dir ist's aus, du bist schon verworfen und verdammt; laß es immerhin sein, dem Beichtvater Folge zu leisten, der kann dir ganz und gar nicht helfen! ... Dieselben scheußlichen Gestalten, die sie aber in solcher Weise ängstigten, plagten sie aber auch in leiblicher Weise. Oft wurde sie aus dem Bette, welches sie im gewöhnlichen Zustande nicht allein und ohne Beihülfe zu verlassen vermochte, herausgeworfen und bewußtlos schlug und stieß sie dann den Kopf gegen die Wände und den Boden des Zimmers, daß man hätte meinen mögen, sie werde ohne schwere Verletzung und Verwundung nicht wieder in's Bett zurückgebracht werden können. Allein, wenn sie wieder zu sich kam, fand sie sich

unverletzt, und fühlte bloß einige Kopf- und Gliederschmerzen. Einigemal wurde sie mit dem Leintuch und der Bettdecke in einem Nu unter die Bettstätte hinuntergeschleudert, und ihr Kopf schlug nahe eine Stunde lang gegen den Boden und die Bretter der Bettstätte in den heftigsten Krämpfen hin und her. Zu anderenmalen huben sie die Männer ihres Gesichtes auf das Fenster hinauf und zeigten ihr unten blühende Gärten, Haine, Gesträuche und dergleichen; eine schöne, breite, gemächliche Stiege führte zu ihren Füßen in die Herrlichkeit hinunter, und die drinnen luden sie nun ein, auf ihr hinabzusteigen. Sie bekannte, wie sie das ohne Zweifel gethan haben würde, wenn nicht eine unsichtbare Gewalt sie bei der Ferse gehalten hätte. Gewöhnlich mußte man in solchen Fällen den Beichtvater holen, um sie wieder in's Bett und ganz zu sich zu bringen. Diese und mancherlei ähnliche teuflische Plagen hörten erst dann gänzlich auf, nachdem man auf ihre wiederholte Bitte die kirchliche Beschwörung angewendet." (Görres Mystik III. 468—470.)

---

12. Michael Ludwig oder: die Bosheit des Teufels.

Michael Ludwig, ein junger Deutscher von Adel, war an den Hof des Herzogs von Lothringen vom Vater gesandt worden, damit er dort die französische Sprache lerne. Aber er lernte noch überhin viele böse Dinge, worunter besonders grenzenlose Spielsucht ihn beinahe zum Untergange führte. Er hatte in Karten all sein Geld verloren, und indem er bei sich einsam seinen Verlurst überschlug, kam ihm der Gedanke, wenn ihm der Teufel wirklich ächte, gute Münze bringe, könne er sich wohl bereitwillig finden, ihm jede Bedingung einzugehen. Sogleich erschien vor ihm ein Jüngling seines Alters von angenehmen Formen und Manieren, dessen Anblick ihn jedoch mit einem Grausen erfüllte, weil er dachte, es werde wohl der Teufel sein. Dieser aber schlug ihn lächelnd auf die Schulter und sagte: Mensch, was fürchtest du? bin ich etwa so ungenießbar und häßlich, daß ich Eckel erwecke? Schaue an das viele Silber, magst du wohl davon? Diese vertrauliche Rede machte dem Unglücklichen einigen Muth. Silber? erwiderte er, aber welcher Art, nichtsnutziges, falsches, meinem Stande nicht geziemendes?

Nein, gutes, sag ich dir, ächtes und probirtes! und weißt du, in welcher Menge? so viel du immer haben willst! Sieh da, untersuche, probiere, mache Gebrauch davon und wenn es dir dient, dann kehre wieder, damit wir einig mit einander werden."

Er ging nun mit dem Gelde zu seinen Mitgesellen, die er noch im Spiele begriffen fand; spielte mit ihnen, und gewann mit dem seinen auch das ihre ab. Wie er nun freudig darüber heimkehrte, begegnet ihm der böse Feind. Nun, wie ist's, bin ich wahrhaft oder nicht? Ist das Geld gut oder falsch? Ueberaus gut, erwiederte der Jüngling, möchte ich dergleichen noch mehr haben. Es sei! sagt der Teufel, aber du, was gibst du mir dafür? Da Michael seine Dürftigkeit in diesem Augenblicke vorschützt, erwiedert der Andere: Du hast wohl Mangel an Blut, und kannst mir nimmer vier Tropfen desselben geben. Damit nahm er seine Linke, und lösste, ohne einige Empfindung von Schmerz auf Seite des Jünglings, einen Muskel aus seinem Arme, und einige Tropfen Blutes aus ihm herausdrückend, faßte er sie in einer Eichelschaale auf, und indem er Feder und Papier darreichte, sagte er ihm: schreib! und gab ihm zehn Schriftzeichen an. Weit mehr hieß er ihn auf ein anderes Papier schreiben. Darauf sagte er: Dein sei dies Papier! und damit legte er es in die Wunde, aus der er den Muskel gelöst zu haben geschienen; und es wuchs im Augenblicke so zusammen, daß nur eine Narbe sichtbar blieb. Er fuhr dann fort: mit diesem Zettel wirst du von mir jeden Wunsch erlangen. Was du befiehlst, wird dir erfüllt erscheinen und durch volle sieben Jahre, nach deren Verlauf du mein sein wirst; das versprichst du nämlich in der andern Verschreibung, die ich behalte. Bist du einverstanden mit der Bedingung? Der Jüngling seufzte tief, willigte jedoch ein, und der Teufel verschwand. Am andern Morgen erschien er jedoch wieder, rieth ihm die Unterlassung einiger kleinen Gebete, die er in der Uebung hatte, und nahm ihm einige fromme Bücher mit, damit sie, wie er sagte, öftern und freiern Umgang miteinander pflegen könnten."

„Von da an war der Listige Tag und Nacht um den Jüngling in Gestalt eines Dieners, lehrte ihn mancherlei Seltsames, aber immer von der schlechtesten Art, und leitete ihn zu immer neuen Schandthaten an. Ein guter Theil

der sieben Jahre war darüber hingelaufen, und er war dem zwanzigsten seines Lebens nahe, als ihn der Vater nach Hause zurückberief, in der Hoffnung, er habe sich am Hofe wohl und würdig ausgebildet. Aber nichts schändlicher, nichts verworfener war, als eben er; nur wenige Monate waren von seiner Zeit noch übrig, und von den fürchterlichsten Gewissensbissen gepeiniget, und an sich selbst verzweifelnd, versuchte er jedes, auch das Ungewöhnlichste, aber immer auch Schändlichste. Die Eltern ging er mit Gift an; das väterliche Haus suchte er in Brand zu stecken, obgleich Gott beides dem Teufel, von dem er hiezu ein Mittel erhalten, nicht zuließ, wie Er auch nicht gestattete, daß er sich selbst den Tod gegeben. Denn zweimal hatte er ein Gewehr gegen die Brust losgefeuert; aber es war beide Male auf der Pfanne losgebrannt. Diese letzte Wüthigkeit" — doch wozu soll ich noch weiter erzählen, da ihr aus dem bisher Erzählten schon genugsam einsehen werdet, warum der Teufel diesem jungen Menschen sich so gefällig und dienstfertig erwiesen? Er hat dieß, wie ihr selbst sehet, aus keinem andern Grunde gethan, als um ihn um so sicherer an Leib und Seele zu Grunde zu richten. Dies wäre ihm auch nach Wunsch gelungen, wenn sich Gott nicht in's Mittel gelegt hätte. Dieser hat sich aber in seiner unendlichen Erbarmung in's Mittel gelegt, hat diesem tiefgefallenen jungen Menschen nicht gestattet, sich selbst umzubringen, hat ihm vielmehr Gnade gegeben, des Bundes mit dem Teufel wieder los zu werden, obwohl erst nach unsäglichen Kämpfen, sowohl von seiner Seite, als auch von Seite der Jesuiten zu Molsheim, denen er zur Befreiung übergeben worden. (Görres Mystik III. 720—725.)

---

13. Der menschliche Leib, oder: Galenus und Epicur.

Galenus sprach einst zum Gotteslaugner Epicur: „Betrachte nur einmal deinen Körper und seinen wunderbaren Bau, und sage mir dann, ob du noch am Dasein einer Gottheit zweifeln könntest! Sieh, hundert Jahre will ich dir Zeit zum Nachdenken geben, auf daß du untersuchen könnest, ob am ganzen menschlichen Körper auch nur ein Fehler zu entdecken sei, oder ob du etwa die Glieder des Leibes

verändern könntest, ohne ihm dadurch nicht auch zugleich die Schönheit, Nützlichkeit, Kraft und Stärke zu rauben. Nicht ein Mensch, ein Gott nur war im Stande, ein so herrliches Gebilde, ein so wunderbares Meisterstück zu schaffen." (Mehler's Beispiele.)

---

14. Die Seele ist Gottes Ebenbild.

Der große Katechet Marchantius stellt uns dieß in folgender Gleichnißrede dar. „Die Kosmographen (Weltbeschreiber)" sagt er, „pflegen ganze Provinzen, ganze Reiche, Länder und Nationen, ja selbst den gesammten Erdkreis in kurzen Umrissen auf einem Bogen Papier abzuzeichnen, und dieß mit so großer Kunstfertigkeit, daß man Gegenstände, die sonst auf dem Erdenrunde in unübersehbarer Ferne von einander zerstreut sind, mit einem einzigen Blicke vollkommen überschauen kann. So nett und klein hat auch Gott das Universum und das ganze Schöpfungswerk im Menschen abgeprägt; ja noch mehr, in der Seele des Menschen hat er sogar sich selbst, ein Abbild der Gottheit und der Dreifaltigkeit dargestellt." Darum schreibt der heilige Bernhard: „Die Seele des Menschen ist ein Bild der Gottheit, denn sie ist ein Geist wie Gott, ist ohne Körper, unsterblich wie Gott, ist der Ewigkeit theilhaftig, hat Vernunft, Willen und Gedächtniß, sonach drei Kräfte, und doch nur Eine Wesenheit. Durch das Gedächtniß sind wir dem Vater ähnlich, durch den Verstand dem Sohne, durch den Willen dem heiligen Geiste." Damit stimmt auch überein der große Bischof Bossuet, indem er sagt: „In jedem Menschen erkennen wir einen prächtigen Widerschein der heiligsten Dreifaltigkeit. Aehnlich dem Vater hat jeder Mensch das (geistige) Sein; ähnlich dem Sohne hat er die Erkenntniß; ähnlich dem heiligen Geiste hat er die Liebe." (Mehler's Beispiele.)

---

15. Die sündige Seele oder: das ruinirte Bild.
(Eine Parabel.)

Maler Leonardo, weithin berühmt durch die Werke seiner Kunst, hatte abermals ein neues Bild, das größte Meisterstück seiner Hand verfertigt. Aus fremden Ländern ka-

men Freunde und Kenner der Malerkunst herangezogen, um Leonardo's Meisterstück zu schauen und anzustaunen. Voll Begeisterung sprach man allenthalben von diesem wunderherrlichen Bilde des großen Künstlers. Da kam die Sache einmal auch zu den Ohren eines gottlosen Menschen, der schon seit Jahren einen geheimen Groll gegen Leonardo im Herzen trug und fortan nur auf einen günstigen Augenblick lauerte, um seine Rache an dem wackern Künstler kühlen zu können. Eines Tages, wo eben Leonardo sich verreiset hatte, schlich sich nun der Ruchlose in des Künstlers Werkstätte, verunstaltete zuerst das kostbare Bild durch Schmutz und Unrath und zerschnitt es alsdann in der Bosheit seines Herzens mitten durch. — Leonardo kehrte von seiner Reise zurück. Sein erster Gang war, das vielgerühmte Bild, das Werk seiner Hände zu schauen, das ihm so viele Freude machte. Ach! und was erblickte er? Statt der edlen Züge, die seine kunstgeschickte Hand gezeichnet, sah er nur Schmutz und Unrath, statt des herrlichen Bildes begegnet seinem wirren Blicke eine lautere Verwüstung. Ach, wie wird da dem Künstler so schwer um's Herz! Er windet die Hände, und beklagt unter Thränen den großen Verlust. — Christliche Seele! was sprichst wohl du dazu? was denkst wohl du von dem Bösewicht, der mit solcher Kaltblütigkeit des Künstlers Werk zerstören konnte? — Handelst aber du nicht noch weit schändlicher und undankbarer, wenn du jenes schöne und unübertreffliche Gemälde, das dir Gott als ein Familienstück, als eine wenn auch schwache Copie seines Wesens in deiner eigenen Seele niedergelegt hat, verwahrlosen, beflecken oder wohl gar zerstören würdest? Glaubst du wohl, dein Gott und Schöpfer, der große Bildner dieses Gemäldes, wird es nicht schmerzlich fühlen, wenn er sieht, wie du mit seinem Meisterwerke, deiner unsterblichen Seele, umgehest, wie du sie verunstaltest, verwahrlosest, vernichtest? O Herz! erkenne doch den Werth deiner Seele, und rette sie, mag es kosten, was es wolle! (Mehler's Beispiele.)

16. Die Seelenjäger.

Da die Seele so einen unendlich hohen Werth hat, so ist es nicht genug, daß wir nur unsere eigene Seele retten, sondern wir sollen auch nach Kräften beitragen, daß die See-

len unserer Mitmenschen gerettet werden. Mit welch' glühender Liebe haben nicht die Heiligen Gottes sich diesem wahrhaft englischen Geschäfte der Seelenrettung gewidmet und geopfert! Die apostolischen Missionäre eilen in die entlegensten Welttheile; sie verlassen Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Freunde, Hab und Gut; sie opfern Leib und Leben, Gesundheit und Vergnügen, ziehen von einem Pole zum andern, unter Hitze und Kälte, unter Hunger und Durst, Gefahren und Schiffbrüchen, Schlägen, Kerkern und Banden, ziehen herum bei Barbaren, Ungeheuern, Tyrannen und Teufelsdienern — und ließ einzig und allein, um Seelen zu erjagen, zu gewinnen für den Himmel! — Ein solcher heiliger Bote, ein solcher himmlischer Seelenjäger war der heilige Patricius. Dieser wurde ein Schweinhirt, um die Seele seines Herrn zu gewinnen. Franz von Xavier trug einem Reiter seinen Bündel, damit er ihn bekehrte und eine Stadt weiter unter die Barbaren von Japan käme; der ehrwürdige Pater Claver diente über 40 Jahre den Neger- und Galeerensclaven, um ihre Seelen zu gewinnen u. s. f.

17. Werth der Seele oder: Lucius Mumius.

Von Lucius Mumius, der wohl ein tapferer Feldherr, aber ein schlechter Kunstkenner war, wird erzählt, daß er einst ein erbeutetes Kunstgemälde an den König Attalus verkaufte, und diesem ganz die Bestimmung des Kaufpreises überließ. Attalus ließ ihm eine ungeheure Summe Geldes dafür ausbezahlen. Dieß machte den Verkäufer stutzen und er schloß aus der Größe der Geldsumme, daß sein Bild mehr werth sein müsse, als ihm geschienen. Darum wies er das Geld zurück und behielt das Bild. — Ebenso können wir aus dem unschätzbaren Kaufpreise, den der Herr in seinem Sohne für unsere Seelen dargegeben, auf den Werth derselben schließen.

18. Die Erbsünde oder: der treulose Vasall.

(Eine Parabel.)

Ein mächtiger König hatte einen Diener um sich, den er ungemein liebte und deßhalb zum Vertrautesten seines

Herzens und zum Theilnehmer aller seiner Geheimnisse machte. Um ihm seine Liebe auch in der That zu beweisen, erhob er ihn zu seinem Vasallen, und belehnte ihn mit hohen Würden, mit reichen Landgütern und den herrlichsten Ländereien. Wie nun der Vasall sich so hoch erhoben sah, wurde er gar bald stolz, und ließ sich vom Hochmuthe, sowie von den zahlreichen Schmeichlern, die ihn umgaben, so sehr verblenden, daß er mit dem Gedanken umging, sich selbst zum König zu erheben. Bald kam die Sache zur Ausführung; er empörte sich gegen seinen König, der ihm doch so liebreich zugethan war, und ihn so reichlich beschenkt hatte. Allein der König war weit mächtiger, als er, und so mußte er dessen siegreichen Waffen unterliegen. Nun wurde, wie billig, die fürchterlichste Strafe über den Empörer verhängt; er wurde sammt seiner ganzen Familie und allen seinen Nachkommen auf immer und ewig aus der Adelsmatrikel ausgestrichen, aller seiner Güter und Ländereien verlustig erklärt, und in eine öde und menschenleere Wüste verbannt, um daselbst mit den Seinigen zu darben und zu weinen. Wer möchte wohl diese Handlungsweise des Königs tadeln? Etwas Aehnliches ist es mit der Erbsünde. „Adam", sagt der heil. Augustin, „ward nach der Sünde nicht nur aus der Heimat verwiesen, sondern verflocht auch seinen Stamm, den er in sich als in der Wurzel verderbt hatte, in die Todesstrafe und in das Verdammungsurtheil. Deßhalb mußte jede Frucht, die mittelst fleischlicher Begierlichkeit aus ihm und seiner gleichfalls verurtheilten Gattin, durch welche er gesündigt hatte, geboren werden sollte, die Ursprungssünde bekommen." (Mehler's Beispiele.)

---

19. Die erste Sünde oder: der Holzhauer im Paradiese.

Ein armer Taglöhner, der im Dienste einer Gutsherrschaft stand, mußte sich seine sauren Kreuzer gar mühsam erwerben, meist durch Holzklieben im herrschaftlichen Walde. Eines Tages traf ihn der Gutsbesitzer eben wieder mit dieser seiner gewöhnlichen Arbeit beschäftigt und bemerkte, daß der arme Holzhauer bei jedem Hieb, den er mit der Axt that, mächtig keuchte. Da ihn nun der Gutsherr fragte, was dieß zu bedeuten hätte, so sprach voll Ernst und Wehmuth der arme Taglöhner: „Gnädiger Herr! verstehen Sie das

nicht? Ach! das ist der Adam in mir. Wenn der nicht gesündigt hätte, dürfte ich auch sicherlich nicht so mühsam keuchen, nicht so sauer meinen spärlichen Unterhalt verdienen. Hab' mir's schon oft gedacht und auch schon mit meinem Weibe zu Hause davon gesprochen: wie konnten doch Adam und Eva so ungeschickt sein und ein so gar leichtes Gebot Gottes übertreten! Ich und mein Weib wären wahrhaftig so thöricht nicht gewesen und hätten kein so großes Elend in die Welt hereingebracht." „Meinst du?" entgegnete der Gutsherr. „Recht so! wir wollen sehen. — Du dienst mir," sprach der Herr weiter, „schon seit zwanzig Jahren treu und redlich; und ich will dich jetzt dafür belohnen. Von nun an sollst du keinen schlimmen Tag mehr haben, in meinem Schlosse sollst du mit deinem Weibe wohnen und an einem Tische mit mir essen. So lange du nach meinem Willen thust, soll es dir an nichts gebrechen und du sollst es bei mir fortan so schön und so ruhig und so selig haben, wie einst Adam und Eva im Paradiese. Gehe hin und bringe diese Freudennachricht auch deinem Weibe!" Nach diesen Worten verließ ihn der Gutsherr. Ganz betroffen stand der überglückliche Taglöhner da; er besann sich kaum vor lauter Seligkeit und wußte nicht, wie er nur schnell genug die Freudenbotschaft nach Hause bringen könnte. Nicht minder entzückt war die arme Taglöhnerin, als der Mann ihr das Glück verkündete, das ihnen nun für alle Zukunft blühen sollte. — Mit dem nächsten Morgen brach der selige Tag an; sie kleideten sich in ihre Festgewande, und gingen hinauf in das geräumige Schloß ihres Gutsherrn. Dieser nahm sie freundlich auf, wies ihnen eine sehr schöne Wohnung an und ließ sie immer mit sich an derselben Tafel speisen. O wie glücklich fühlte sich jetzt das sonst so arme Ehepaar. Sie wußten nichts mehr von Thränen und Schweiß, nichts von Noth und Elend, nichts von Kummer und Sorgen. Sie hatten Alles, was ihr Herz nur verlangte. — Aber nun kam der Tag der Prüfung. An einem hohen Feste ließ der Gutsherr beim Mittagessen die ausgesuchtesten und besten Speisen vorsetzen; man aß und wurde satt. Da kam endlich noch eine Speise, aber diese war verdeckt. Man stellte sie in die Mitte des Tisches und der Gutsherr erhob sich und sprach: „Sehet! von allen Speisen, die hier auf dem Tische stehen, möget ihr essen; aber von der verdeckten Speise da in Mitte

des Tisches, davon dürft ihr nicht eher essen, als bis ich zurückkomme, ja ihr dürfet sie nicht einmal berühren! Sobald ihr gegen meinen Befehl handelt, ist die Periode eures Glückes wieder vorbei." Sprachs und ging. — Erstaunt sahen sich die Taglöhnersleute einander an und konnten sichs nicht erklären, was auf einmal ihr guter Herr wolle. — Sie harrten mit Sehnsucht auf die Rückkehr desselben; allein er ließ gar lange auf sich warten. Indeß regte sich in unsern beiden Prüfungskandidaten mehr und mehr der Gedanke: Was muß doch in dieser Schüssel versteckt liegen! Immer stärker wurde der Drang der Neugierde, das seltsame Gericht zu schauen, so zwar, daß die arme Taglöhnerin sich der Worte nicht erwehren konnte: „Was muß doch darin sein? Mann! meinst du denn, es könnte schaden, wenn ich den Deckel nur ein Bischen emporheben und hineinblicken würde? Der Herr sieht und weiß es ja doch nicht!" „Hab Acht, Weib!" entgegnete der Mann, „es möchte uns vielleicht großen Schaden bringen; thu es nicht!" Doch die neue Eva konnte unmöglich widerstehen, und selbst im Manne regte sich die Neugierde in einem so hohen Grade, daß er keine Widerrede mehr that, — und so geschah die Uebertretung. Das Weib hob schön sachte den Deckel empor, und der Mann sah schön ruhig zu. — Aber ach, auf einmal erhob sich aus der geöffneten Schüssel ein Vögelein wunderschön und in einem Nu war es zum Fenster hinaus!! — Um Gotteswillen! welcher Schrecken bemächtigte sich der Ungehorsamen! Schamröthe färbte ihnen das Gesicht und sagte es laut, daß sie gefehlt. Da tritt auf einmal der Gutsherr zum Saale herein, bemerkt die Uebertretung und erklärt es ihnen mit derben Worten, daß sie eben so wenig wie Adam und Eva des Paradieses würdig seien; ihre Prüfung sei eine ähnliche gewesen, aber auch ihre Uebertretung. Deßhalb sollten sie künftighin sich nicht wieder über der ersten Eltern Sünde und Schwäche beklagen, sondern hingehen und im Schweiße des Angesichtes wie zuvor ihr Brod verdienen. — Beschämt und stillschweigend verließen die Unglücklichen ihr bisheriges Paradies und kehrten in ihre ärmliche Hütte zurück, elender und unseliger als je zuvor. Mensch! findest du hierin nicht auch ein Bild deiner eigenen Schwäche? Klage nimmer über Adam und Eva, und lasse dir ja nie mehr einfallen, dich für besser, kräftiger und treuer zu halten, als jene es waren! (Mehler's Beispiele.)

20. Jesus — der unentbehrliche Name.

Ein Geistlicher in Sachsen wurde, da er ehedem an einem fürstlichen Hofe als Hofprediger stand, zu einem kranken Herrn gerufen, der ihn folgendermaßen anredete: „Herr Hofprediger! ich bin sehr krank und befürchte, ich könnte sterben; darum habe ich Sie zu mir rufen lassen und will Sie nun bitten, mir etwas Erbauliches zu sagen. Eins aber muß ich mir gleich von Ihnen ausbitten, daß Sie mir nichts von Jesus sagen; denn davon will ich nichts hören.“ — Der Geistliche sagte: „Es ist mir lieb, daß Sie mir das so bald sagten; denn das würde das Erste gewesen sein, womit ich mich mit Ihnen zu unterhalten gesucht hätte. Indessen, es gibt ja sonst noch viel Erbauliches, womit wir uns unterhalten können. Darf ich von Gott mit Ihnen reden?“ — „Ja!“ antwortete der Kranke, „davon will ich gerne hören; denn vor Gott hatte ich immer viel Hochachtung.“ Geistlicher. „Nun so wollen wir uns denn jetzt von der Liebe Gottes miteinander unterhalten.“ Und dann sagte er ihm viel von der Liebe Gottes zu den Menschen und Alles dieß war dem Kranken sehr angenehm. Beim Abschiede sagte dieser: „Kommen Sie bald wieder und erzählen Sie mir viel Schönes von Gott; diese Unterhaltung war mir sehr angenehm.“ — Als der Geistliche das nächste Mal wieder kam, sagte der Kranke: „Nun was werden Sie mir heute Schönes erzählen? Ich habe mich schon lange nach ihrem Besuche gesehnt.“ Geistlicher. „Ich habe noch viel, sehr viel von Gott mit Ihnen zu reden, und mir deßhalb heute vorgenommen, Ihnen Gott von einer andern Seite darzustellen; ich will nämlich von seiner Weisheit mit ihnen reden.“ — Nun redete der Diener Gottes wieder Vieles von Gottes Allmacht, Weisheit und Allwissenheit. Diese Unterhaltung war schon viel ernsthafter als die vorige; doch war sie dem Kranken angenehm. Bei einem dritten Besuch fragte nun der Kranke wieder, womit ihn der Geistliche wohl heute unterhalten werde? Antwort: Mit der Betrachtung von Gottes Heiligkeit. Und nun sagte er ihm, wie Gott ein so heiliges und reines Wesen sei und wie Er nur von lauter heiligen und reinen Wesen umgeben sei rc. War die vorige Unterhaltung ernsthaft, so war es die jetzige noch mehr. Noch weit mehr aber war es der Fall bei einem folgenden Besuche, wo sich der Geist-

liche von Gottes Gerechtigkeit mit dem Kranken unterhielt. Nun fing aber der Kranke an: „Herr Hofprediger! jetzt kann ich es nicht mehr aushalten, mir wird angst und bange; wenn Gott so heilig und gerecht ist, wie Sie sagen, so bin ich auf ewig verloren!“ Nun ging der Geistliche fort und kam den folgenden Tag nicht wieder; denn er dachte: Mag doch das, was er jetzt fühlt, ein wenig tief bei ihm Grund fassen! — Endlich ließ der Patient den Geistlichen rufen; und als er kam, sagte er: „Mein Gott, Herr Hofprediger! ich weiß mich vor Angst nicht zu fassen; sagen Sie mir doch wieder etwas Tröstliches! Es ist mir ja, als befinde ich mich schon in der Hölle, oder die Hölle wäre in mir; wissen Sie denn nichts, wodurch ich wieder Beruhigung finden könnte?“ — Der Geistliche antwortete: „Gar nichts weiß ich Ihnen sonst mehr zu sagen, als daß Gott zwar gnädig, aber auch gerecht ist, und vermöge seiner Gerechtigkeit nichts anders kann, als das Böse bestrafen. Seine Gerechtigkeit hat es gefordert, daß er schon unsere Stammeltern aus dem Paradiese vertrieb. Allerdings hat die göttliche Liebe ein Mittel gefunden, wodurch der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geleistet und die Sünde wieder gesühnt werden konnte; allein von diesem Mittel wollen Sie ja nichts hören. Darum kann ich Sie unmöglich aus diesem Ihrem unseligen Zustande herausreißen.“ — Voll Spannung, voll innigen Verlangens bat der Kranke, man möge ihm doch dieses tröstliche Mittel nennen, um dadurch, wo möglich, noch seine Seele retten zu können. „O ja!“ antwortete mit Freuden der Seelsorger, „gerne will ich Ihnen dieß Mittel nennen; allein Sie müssen mir erlauben, daß ich Ihnen etwas von Jesus sagen darf.“ Der Kranke: „Hochwürden! Sagen Sie in Gottes Namen, was Sie wollen, wenn ich nur aus meiner Verdammungswürdigkeit gerettet werden kann!“ Nun verkündete ihm der Priester das Evangelium, und bewies ihm mit Wärme und Schärfe, daß dieser von ihm bisher so sehr verachtete Jesus sein Herr und Gott, sein Schöpfer, Erlöser und Heiland sei, der zum Heile der Sünder am Kreuze sein kostbares Blut vergossen und in seiner Kirche eine beseligende Anstalt, das heilige Sakrament der Buße gegründet habe, in welcher jeder Sünder wieder Gnade und Verzeihung finden könne. — Wie froh war jetzt der Kranke, von einem so liebreichen Jesus, Heiland nnd Erlöser etwas zu hören, der

mit Freuden die Sünder aufnimmt! — Mit Andacht und Zerknirschung empfing er die heiligen Sterbsakramente und entschlief selig im Herrn! — Wahrlich, ein unentbehrlicher Name — der hochheilige Name Jesus! Wer anders hätte der göttlichen Gerechtigkeit Genüge thun und uns von unserm ewigen Elende und Verderben erretten können, als nur Jesus, der da ist unser Gott und Erlöser? (Nach den Beisp. des Guten.)

---

21. Die hohe Verehrung des heiligen Paulus gegen den heiligsten Namen Jesus.

Vierzehn Episteln oder Briefe sind es, die der heilige Apostel Paulus an verschiedene Christengemeinden geschrieben, und in diesen obwohl inhaltsschweren, doch der Zahl nach wenigen Blättern findet sich zweihundert neunzehnmal der Name Jesus. Wie oft erst mag er diesen hochheiligen Namen mündlich ausgesprochen haben. Alte Ueberlieferungen sagen uns, daß er in dem Augenblicke noch, als das Schwert geschwungen ward, das ihn enthauptete, dreimal den Namen Jesus angerufen habe. Warum schrieb, warum sprach er diesen Namen so oft, warum wiederholte er ihn so vielfach? Weil er über Alles ihn liebte, weil er in der Kraft, die in diesem Namen ihm ward, Alles vermochte. (Mehlers Beisp.)

---

22. Der Name Jesus oder: der heil. Ephrem und der gottselige Jüngling Julian.

Der heil. Ephrem hatte mit einem gottseligen Jünglinge, Namens Julian, innige Freundschaft geschlossen. Einst bemerkte er, daß die Bücher seines jungen Freundes in üblem Stande und gar viele Worte darin ausgelöscht seien, besonders aber war dieß der Fall beim heiligsten Namen Jesus. Da fragte ihn Ephrem, was denn dieß zu bedeuten hätte? Und Julian antwortete: „Ich kann dir nichts verhehlen. Für mich gibt es auf Erden keinen süßern und liebreicheren Namen, als den heil. Namen Jesus. Es ist dies ja der Name meines Erlösers, der uns alle so unaussprechlich geliebt hat. So oft ich nun dieser unendlichen Liebe gedenke, muß ich Thränen der Gegenliebe und des Dankes weinen; gedenke

ich aber meiner Sünden, so fällt mir sogleich jene Sünderin ein, die sich dem göttlichen Heilande näherte, seine Füße mit ihren Thränen netzte und sie dann mit ihrem Haare trocknete; und auch ich kann mich der Thränen nicht enthalten. So oft daher meinem Blicke der heilige Name Jesus begegnet, quillt aus meinem Auge entweder die Thräne des Dankes oder der Reue; und darum findest du diesen heiligen Namen in meinen Büchern so sehr verwischt und ausgelöscht." Ephrem lächelte und sprach: „Möge Jesus, der Liebreiche, deine Einfalt und Frömmigkeit belohnen, und deine Thränen in ein Meer himmlischer Freuden verwandeln!" — (Stolberg's Religionsgesch. Bd. 13. S. 290.)

23. Die Macht des hochheil. Namens Jesu bei Gefahren.

Nicht weit von der Stadt Paula war ein Schiff auf dem Meere, das in den dortigen Hafen einlaufen wollte. Da erhob sich aber plötzlich ein ungeheurer Sturm, der das Schiff nicht landen ließ, sondern in die hohe See hinaustrieb, im Kreise herumdrehte, so daß Alle, die ihm vom Hafen aus zugesehen, nichts Anderes erwarten konnten, als daß das Schiff zu Grunde gehen müßte. Man berichtete dieß dem heiligen Franz von Paula, der Alles liegen und stehen ließ und eilends dem Hafen zulief. Als er nun die große Gefahr des Schiffes bemerkt hatte, machte er im Vertrauen auf Gott das sieggewohnte Zeichen des heiligen Kreuzes über selbes und schrie alsdann überlaut: „Jesus! Jesus!" — Und sieh! die Winde gehorchten seinem Befehl und legten sich. Der Himmel heiterte sich auf und die liebe Sonne sandte wieder ihre freundlichen Strahlen vom Himmel hernieder. Das Schiff lief glücklich in den Hafen ein. Die auf dem Schiffe waren, erkannten die Macht des heiligsten Namens Jesus, und dankten und priesen Gott für ihre wunderbare Rettung. (Ex vita S. Franc. de Paula.)

24. Gelobt sei Jesus Christus!

Ueber den katholischen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus" schrieb der protestantische Dichter Klopstock, am 6. Jäner 1767, von Kopenhagen aus, an den Dichter Deins,

Priester aus der Gesellschaft Jesu: „Der Schluß Ihres Briefes war mir mehr als angenehm, er rührte mich. Bethlehems göttlicher Knabe sei auch mit Ihnen! Ich erinnere mich dabei, wie sehr ich einst auf meiner Reise nach der Schweiz auf fast ähnliche Weise gerührt wurde. Wir waren an einem schönen Tage ausgestiegen und gingen. Ich war ein wenig von der Gesellschaft zurückgeblieben, einige gute Schwaben begegneten mir und jeder von ihnen sagte zu mir: „Gelobt sei Jesus Christus!" Ich wußte noch nicht, daß dieß ein Gruß wäre und ebensowenig konnte ich wieder grüßen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Gruß rührte. Der Gegengruß „In Ewigkeit," den ich nachher erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß ich mich wunderte, wie ich doch nicht auf diese so ganz einfache und entsprechende Antwort kommen konnte." — Wie viel lieblicher und segenreicher ist nicht der fromme Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus", als das abgeschmackte und herzlose: „Guten Tag!" „Guten Morgen!" „Guten Abend!" „Gehorsamster, Ihr Diener" und ähnliche Alltagsfloskeln?

---

25. Der schönste Lobspruch im Himmel und auf Erden.

Ein frommes Mütterchen kam einst dem Tode nahe. Ihr Beichtvater, der etwa vor dreißig Jahren gestorben ist, stand ihr bei und tröstete sie mit den Freuden des Himmels, die sie bald genießen werde. Die Sterbende war auch ganz ruhig und ergeben; sie fürchtete nicht den Schritt in die Ewigkeit, weil sie Gott geliebt und ihm gedienet hat in der Zeit. Nur Eines liegt mir noch auf dem Herzen, sagte sie in der ganzen Einfalt des Gemüthes. Ach, mein Vater! wenn ich nun im Himmel vor Gott erscheinen werde, was soll ich einfaches Geschöpf denn da sagen? Ich werde keine Worte finden. — O, mein Kind, antwortete ihr der Beichtvater, der zwar ein gelehrter, aber dabei ebenfalls ein einfacher und zugleich heiligmäßiger Mann war, sei ganz unbesorgt, wenn du im Himmel vor dem Throne Gottes erscheinen wirst, sage nur: Gelobt sei Jesus Christus! und der ganze himmlische Hof wird antworten: In Ewigkeit — in Ewigkeit — in Ewigkeit! Fürwahr, es gibt keinen schönern Gruß und Lobspruch weder im Himmel noch auf Erden, als diesen: „Gelobt sei Jesus Christus!" (Himmelskrone.)

---

26. Jesus ist wahrer Gott oder: des Arius Irrlehre und Strafe.

Um das Jahr 319 stellte Arius, ein Priester zu Alexandrien, die ketzerische Behauptung auf, daß Jesus Christus, das göttliche Wort, eine aus dem Nichts hervorgezogene Kreatur sei, welche Gott vor allen Jahrhunderten hervorgerufen, und deren er sich zur Erschaffung der Welt bedient habe. Der Sohn Gottes sei also eine Kreatur und an Würde viel geringer als der Vater, und werde deßhalb nur im uneigentlichen Sinne Gott genannt. — Im Jahre 325 wurde diese Irrlehre von dem allgemeinen Concilium zu Nicäa verdammt und die reine, wahre Lehre folgendermassen erklärt. „Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes, ist von Gott dem Vater vor aller Zeit geboren worden, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht gemacht, gleichen Wesens mit seinem Vater (consubstantialem Patri) und durch ihn sind alle Dinge gemacht worden." — — Arius verharrte in seiner kezerischen Lehre und erfreute sich eines zahlreichen Anhanges, ja sogar der besondern Unterstützung des damaligen Kaisers Konstantin. Schon glaubte er über die Rechtgläubigen gesiegt zu haben, da ereilte ihn die Strafe des Himmels. Seine Anhänger führten ihn gleichsam im Triumphe durch die Straßen der Stadt. Aber auf einmal entfärbte Arius sein Angesicht und trat in ein heimliches Gemach. Nach langem Warten gingen einige seiner Freunde hinein und fanden zu ihrem Erstaunen den Arius todt liegen in seinem Blute und in seinen Eingeweiden, welche wie die des Judas ausgeschüttet waren. Selbst den Anhängern des Arius schien diese Todesart nicht natürlich; um jedoch sich nicht selbst in ihrer Irrlehre gefangen zu geben und das traurige Ereigniß als eine Strafe Gottes erkennen zu müssen, schrieben sie den ganzen Vorfall der Zauberei zu.

---

27. Jesus Christus ist Gott.

Ein eifriger Christ schloß einst Solchen den Mund, die durch böse Leidenschaften und das Lesen ärgerlicher Bücher dahin gekommen waren, daß sie gleich den Ungläubigen und

vielen andern Ruchlosen unserer Zeit die Gottheit Jesu läugneten. Er sprach zu ihnen: „Wenn Jesus Christus nicht Gott ist, wie gingen denn alle Weissagungen, die von dem Messias aufgezeichnet waren, so vollkommen an Ihm in Erfüllung? — Wie konnte Er je eine so erhabene Lehre ersinnen und verbreiten, wodurch die Menschen Gott, ihre ewige Bestimmung und ihre Pflichten so genau kennen lernten? Wie konnte Er, selbst nach dem Geständnisse der Juden sowohl als der Heiden, so viele und so glänzende Wunder thun? — Wie auch vermochten es seine Jünger, in seinem Namen so hocherstaunliches zu wirken? — Wie nahm der ganze Erdkreis das Christenthum in so kurzer Zeit an? — Wie brachten alle Bemühungen der bewaffneten Ruchlosigkeit es nie und nimmer dahin, dasselbe zu vertilgen? — Sind die tugendhaftesten und glücklichsten Menschen nicht die wahren Christen, die nach der Lehre des Evangeliums leben und der katholischen Kirche, der einzigen Kirche gehorchen, die Christus gestiftet hat." — Die Spötter und Gotteslängner verstummten. (Silberts kath. Hausbuch. I. S. 18.)

---

28. Selbst ein Kind gibt Zeugniß für die Gottheit Jesu.

Es wird vom heiligen Blutzeugen Romanus erzählt, daß er, in Gegenwart des Präfekten Asclepiades grausam gepeiniget, diesen Tyrannen also anredete: „Jesus Christus ist Gottes Sohn, ist wahrer Gott; und wenn du meinen Worten nicht glauben, der heiligen Wahrheit, die ich dir verkünde, nicht beipflichten willst, so frage dort jenes unmündige Kind, das vom Verdachte aller Falschheit frei ist, und aus seinem Munde sollst du dieselbe Wahrheit hören!" Bei diesen Worten zeigte er auf einen Säugling hin, den unter andern ringsumherstehenden Christen eine christliche Mutter auf ihren Armen trug. Und sogleich, die Worte des Psalms bestätigend: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dein Lob bereitet, um den Feind zu Nichte zu machen," rief dieses Kindlein mit lauter Stimme: „Christus ist wahrer Gott!" — Alles Volk und selbst der heidnische Präfekt wurde von einem heiligen Schauder ergriffen. (J. E. Veith. Worte der Feinde Christi. S. 73.)

29. Jesus ist Gott oder: die zwölf kleinen Apostel.

Ein rührendes Beispiel von dem standhaften Bekenntnisse der Gottheit Jesu Christi haben wir an den sogenannten zwölf kleinen Aposteln zu Carthago, deren Geschichte kurz diese ist: „Im Jahre 481 n. Chr. wurden alle Rechtgläubigen aus der Diöcese Carthago verbannt. Unter diesen Rechtgläubigen waren auch zwölf Chorknaben, die sich eben so durch ihre schöne Stimme und ihr musikalisches Talent, als auch durch ihre Festigkeit im katholischen Glauben auszeichneten. Diese Knaben wollte man ihrer schönen Stimme wegen, als Zierde für den marianischen Gottesdienst, gewinnen und von ihrem Glauben an die Gottheit Jesu abtrünnig machen. Als die Knaben dieß hörten, umklammerten sie jammernd und weinend die Kniee ihrer Gefährten. Man schlug sie mit Spießen und Stöcken, aber umsonst. Sie betheuerten, sich lieber erwürgen, als von ihren Freunden trennen zu lassen. — Um sie doch zur Annahme des ketzerischen Glaubensbekenntnisses zu zwingen, sperrte man sie in unterirdische Löcher ein, ließ sie furchtbar Hunger leiden, geißelte sie jeden andern Tag, und schlug sie mit Ruthen. Doch Alles half nichts, so daß man sich endlich genöthigt sah, von ihnen abzulassen. — Nun faßten diese Kleinen den Entschluß, nie mehr sich von einander zu trennen. Sie wohnten beisammen, aßen mit einander, sangen gemeinschaftlich Lieder zur Ehre des dreieinigen Gottes, und erbauten durch ihre Standhaftigkeit im Glauben und ihren frommen Wandel die ganze Stadt. Man hieß sie von nun an nur die zwölf kleinen Apostel von Carthago. (Stolb. R. G. Bd. 18.)

---

30. Christus ist unser Herr.

Der römische Kaiser Augustus soll zur Zeit der Geburt Christi den Befehl erlassen haben, daß man ihn durchaus nicht mehr „Dominus“, „Herr“ nennen solle, da nach den Sibyllischen Weissagungen der wahre Herr geboren werde. Die Geschichtschreiber erzählen uns die Sache folgendermassen: Zur Zeit, als Christus geboren wurde, sah man in Rom um die Sonne herum einen goldenen Ring, in dessen Mitte sich eine Jungfrau zeigte mit einem Kinde auf den

Armen. In prophetischem Geiste erklärte eine Wahrsagerin, daß jener Knabe der Herr des Erdkreises sein werde, dem alle Könige gehorchen müßten. Zugleich ließ eine Stimme vom Himmel die Worte vernehmen: „Dieß ist der Altar des Himmels, dieß der Altar des Eingebornen Gottes." — Von da an gab der Kaiser den Befehl, daß ihn Niemand mehr Herr nennen solle; denn er erkenne, daß der rechtmäßige Herr Aller geboren werde, und er selbst sonach aufhöre, Herr zu sein. Für dieses wunderbare Ereigniß bürgt noch heut zu Tage die Kirche in Rom, welche nachmals aus dem Palaste des Kaisers Augustus erbaut, und zur Erinnerung an diesen Vorfall Ara coeli (Altar des Himmels) genannt wurde. — Auch die heidnischen Orakel erkannten, daß um diese Zeit ein Mächtiger erscheinen werde, der über sie Herr sein und ihnen den Untergang bringen wird. Denn als Augustus in den Tempel des Apollo ging, um da anzufragen, wer denn sein Nachfolger werden sollte, gab das Orakel keine Antwort. Als er aber um die Ursache dieses Stillschweigens fragte, so antwortete es: „Ein Knabe aus dem hebräischen Volke, selbst ein Gott, wird Herr werden über unsere eigenen Götter und mich verdrängen von meinem Sitze und hinabstoßen in den Orkus (in die Unterwelt). Darum verlasse stillschweigend unsere Altäre." (Cf. March. hort. Past. pag. 102.)

---

31. Christus ist unser Herr oder: der siebzigjährige Diener des Herrn.

Als der heilige Bischof Polykarp vor einem heidnischen Richter seinen Heiland verläugnen sollte, sprach er voll Milde und Würde: „Wie könnte ich das thun? Es sind schon über siebzig Jahre, daß ich im Dienste Jesu Christi stehe und während dieser langen Zeit hat Er mir nichts Uebles zugefügt, sondern mich vielmehr mit allen nur erdenklichen Wohlthaten überhäuft; wie könnte ich jetzt so undankbar sein und mich gegen einen so guten Herrn, ja gegen den besten Herrn auflehnen, den je der Himmel und die Erde trägt?! — So sprachen auch unzählbare andere Blutzeugen, so unzählig viele heilige Jünglinge und Jungfrauen. — Und ach! wie viele treten so oft und so leichtfertig aus dem Dienste

dieses guten Herrn und verdingen sich als Knechte des Satans. (Mehler's Beispiele.)

32. Das Wort ist Fleisch geworden oder: ein schönes Gleichniß vom heil. Augustin.

Um uns die Art und Weise, wie die drei göttlichen Personen im großen Geheimnisse der Menschwerdung zusammenwirkten, einigermaßen zu erklären, hat der große Lehrer Augustin seinen Zuhörern folgendes Gleichniß vorgetragen: „Schaue eine Zither an, wie sie mit lieblichen Tönen die Harmonien von sich gibt! Hier erscheinen zugleich Drei: die Kunst, die Hand und die Saite; und doch hört man einzig und allein nur den Ton. Die Kunst gibt an, die Hand berührt, die Saite klingt. Drei wirken zugleich, aber die Saite allein erklingt, um gehört zu werden. Weder die Kunst noch die Hand geben den Ton; aber sie wirken mit der Saite. So haben weder der Vater, noch der heilige Geist Fleisch angenommen, und doch wirken sie mit dem Sohne zugleich. Den Ton stößt die Saite allein aus; Christus allein hat Fleisch angenommen; die Wirkung besteht in Dreien; aber wie die Gebung des Tones der Saite allein angehört, so gehört Christo allein die Annahme des menschlichen Fleisches zu." (Cf. Handb. v. G. Schwab. S. 74.)

33. In Christus sind zwei Naturen, aber nur Eine Person oder: das verständige Kind.

Eutyches, Abt eines Klosters zu Constantinopel im fünften Jahrhunderte, stellte die Irrlehre auf, daß in Christus nur Eine Natur sei, indem die menschliche Natur mit der göttlichen so verschmolzen sei, daß sie ganz und gar darin aufgehe, gerade, wie ein Tropfen Honig im Meere verschwindet, oder ein wenig Wachs vom Feuer verzehrt wird. Obschon diese Irrlehre vom Concilium zu Chalcedon verdammt worden war, so hatte sie doch viele Anhänger und Vertheidiger gefunden. Ein solcher Eutychianer nun befand sich einmal in einer Gesellschaft und suchte die falsche Lehre zu vertheidigen, daß es in Jesus Christus nur Eine, aus der

Gottheit und Menschheit zusammengesetzte Natur gebe. Um die Sache deutlich zu machen, nahm er zwei Eisenstäbe, machte sie im Feuer glühend und vereinigte sie dann zu einem einzigen Stücke. „Ebenso", sprach er, „machen auch die in Jesus Christus vereinigte göttliche und menschliche Natur in seiner Person nur eine einzige Natur aus." — Zufälliger Weise war auch ein Kind zugegen, das sehr gut begriffen und behalten hatte, was es im katechetischen Unterrichte gehört hatte. Voll Glaubensmuth trat dieses nun auf und versetzte dem kühnen Vertheidiger der Lüge: „Du irrest stark mein Freund! — Wenn du Eisen nimmst als Sinnbild der menschlichen Natur, so mußt du doch sicherlich Gold nehmen als Symbol der göttlichen Natur; denn nur das edelste unter den Metallen kann in schwacher Form die Majestät der Gottheit sinnbilden. Nimm nun statt des einen Eisenstäbleins eine kleine Stange Goldes, mache sie alle beide zusammen glühend und nur Ein Stück daraus! Und ich frage dich nun, wird dieses Stück ganz Gold oder ganz Eisen sein? Wird nicht jedes Stück bleiben, was es vorher war? Hier sind also zwei Stücke, das eine Gold, das andere Eisen, die, so verschieden sie auch von einander sind, dennoch nur Ein Stück ausmachen. So verhält es sich", schloß daraus das Kind, „auch mit Jesus Christus. Es sind in Ihm in Wahrheit zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, und diese sind so vereiniget, daß sie keine zwei, sondern nur Eine Person ausmachen; jedoch hat sich deßhalb die Menschheit in Ihm nicht in die Gottheit aufgelöset, sondern sie bleiben beide vollkommen unterschieden." — Der Eutychianer, welcher sich einer solchen Antwort nicht versah, ward bestürzt und schwieg. (Erbauliche Briefe. cf. Guilloi's Handbuch S. 91. I. Thl.)

---

34. In Christus ist ein zweifacher Wille, ein göttlicher und ein menschlicher oder: die Irrlehre des Patriarchen Makarius.

Wie Eutyches gegen die Lehre auftrat, daß in Christus zwei Naturen seien, so erhob sich gleichfalls ein anderer Irrlehrer, Makarius, Patriarch von Antiochia, gegen die Wahrheit, daß in Christo ein zweifacher Wille, ein göttlicher näm-

lich und ein menschlicher, unterschieden werden müsse. Er wurde in der Kirchenversammlung zu Konstantinopel, unter Constantin dem Jüngern, vorgeladen, um seiner Irrlehre zu entsagen. Allein, so wesentlich dieser Lehrsatz in der wahrhaften Menschennatur Christi gegründet ist, und so sehr davon das Verständniß der Erlösung abhängt, so läugnete Makarius doch hartnäckig und erklärte, daß er lieber sterben wolle, als eine Lehre bekennen, die er für gottlos ausgab. Da nahmen die versammelten Bischöfe die Stola von seiner Schulter und schafften ihn aus der Versammlung hinaus; in demselben Augenblicke (so erzählt die Geschichte) fielen zahlreiche, schwarze staubige Spinnengewebe herab, und wiewohl dieß ein Werk des Zufalles gewesen und von der Bewegung im Hause veranlaßt sein mochte, so sah man es dennoch als ein Wahzeichen an zur Ausscheidung irriger Lehre. Und wohl nicht ohne Grund; denn so oft sich in der heiligen Kirche Gottes die Spinnengewebe des Irrthums ausbreiteten (kaum ist ja eine Thorheit denkbar, die nicht irgend ein Klügling schon ausgesponnen), so siegte jederzeit der Geist der Wahrheit, der die Kirche leitet; die Spinnengewebe fielen und der heilige Dom stand wieder in seinem Glanze da. (J. E. Veith. Homilienkranz. II. Bd. S. 62.)

---

35. Das heilige Christkind oder: der fromme Kaufmann.

Der heilige Vincenz erzählte in einer Predigt am heiligen Weihnachtsfeste folgende Geschichte: „Ein frommer Kaufman pflegte jährlich am heil. Christtage ein armes Kind, eine arme Frau und einen armen Mann auszuspeisen. Er wollte damit die heilige Familie verehren. Als er nun auf dem Sterbebette lag, da erschien ihm im Schlafe das Kind Jesus mit Maria und Joseph und sprach zu ihm die tröstlichen Worte: „Weil du uns so oft am heil. Weihnachtsfeste ausgespeiset hast, so sollst auch du unser Gast im Himmel sein.“ Der fromme Kaufmann, der bei seinen vielen weltlichen Geschäften doch nie auf das Heil seiner Seele vergessen hatte, erwachte voll des himmlischen Trostes von diesem Schlafe noch einmal, um bald darauf auf ewig sanft im Herrn zu entschlafen. (S. Vincent. Serm. de Nativit.)

---

36. Das heilige Christkind oder: der heilige Antonius von Padua.

Von dem heil. Antonius von Padua wird folgende Legende erzählt: „Eines Tages kehrte er bei einem frommen Gastfreunde ein, wo er, wie zu Hause, in einem einsamen Kämmerlein dem Gebete oblag. Zufälliger Weise ging nun sein Gastwirth an dessen Zimmerthür vorüber, durch deren Ritzen ein wunderbarer Schimmer herausleuchtete. Voll Verwunderung näherte er sich mehr der Thüre, um durch die Ritzen die Ursache dieses Lichtschimmers zu entdecken. Aber wie staunte er, als er den heil. Mann von einem himmlischen Glanze umflossen und vor ihm auf seinem Buche das holde Jesukind sah, das der Heilige mit entzücktem Blicke betrachtete. — Da später der heilige Antonius erfuhr, daß sein Gastfreund um den ihm gewordenen himmlischen Genuß wisse, so bat er ihn fußfällig, er möchte es während seiner Lebenszeit ja Niemanden entdecken. — Wegen dieser Erscheinung wird der heilige Antonius auf Bildern mit dem Jesukinde vorgestellt. (March. hort. past. p. 112.)

---

37. Maria ist Mutter und Jungfrau zugleich oder: die drei Lilien.

(Eine fromme Sage.)

Im Leben des seligen Aegidius, eines Gefährten des heiligen Franziskus, wird erzählt, daß ein gewisser Doktor der Gottesgelehrtheit aus dem Predigerorden bei Betrachtung der ewigen Jungfrauschaft Mariens von vielen Zweifeln und Scrupeln befallen und geplagt wurde. Er konnte sich's nicht erklären, wie sie denn Mutter und Jungfrau zugleich sein könne. Da hörte er vom ehrwürdigen Aegidius erzählen, der im Rufe großer Heiligkeit stand. Sogleich beschloß er, zu ihm hinzugehen, ihm seine Zweifel zu entdecken und ihn um Rath und um sein Gebet zu bitten. Als er sich auf den Weg gemacht hatte, begegnete ihm der ehrwürdige Mann. Dieser ließ den gelehrten Zweifler kaum zu Worten kommen, als er schon mit seinem Stabe auf den Erdboden stieß und sprach: „Mein Bruder! zweifle nicht! Maria ist Jungfrau vor der Geburt!“ Und sogleich sproßte aus der Erde eine wunder-

schöne Lilie hervor. Aegidius stieß zum zweitenmale auf die Erde und sprach: „Mein Bruder! zweifle nicht! Maria ist eine Jungfrau bei der Geburt!" Und wiederum erhob sich eine prachtvolle Lilie aus dem Schooße der Erde. — Und auch zum drittenmale that Aegidius dasselbe und sprach: „Mein Bruder! zweifle nicht! Maria ist Jungfrau nach der Geburt!" Und auch zum drittenmale erhob sich eine blendend weiße Lilie. — Eiligen Schrittes und voll Verwunderung über diesen denkwürdigen Vorfall entfernte sich der gelehrte Theologe; seine Zweifel waren verschwunden und sein Herz beruhigt. Unaufhörlich dankte er der göttlichen Mutter Maria für diesen wunderbaren Beweis von mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit, womit sie ihn von seinen Skrupeln geheilet hatte. (Surius tom. 2. in vita S. Aegidii 23. April. — Flores exempl. I. pag. 72. March. pag. 119.)

---

38. Jesus auf dem Oelberge oder: das Bild am Krankenbette.

Josephine, die einzige Tochter vermöglicher und frommer Eltern und ebendeßhalb auch ihre einzige Hoffnung und Freude, war in der Blüthe der Jahre gefährlich erkrankt. Der Arzt hatte ihr eine abscheulich bittere Arznei verschreiben müssen, und das gute Kind faßte einen so gewaltigen Widerwillen gegen dieses Medikament, daß sie es zum zweitenmale nicht mehr nehmen wollte. Die erfinderische Liebe der Mutter, die voll Angst und Sorgfalt am Krankenbette der geliebten Tochter stand, wußte jedoch in dieser schlimmen Sache gar bald Rath und Hilfe zu schaffen. Sie brachte nämlich einmal in der einen Hand die Arznei, in der andern ein wunderschönes Bildchen, auf welchem Christus, der göttliche Heiland, dargestellt war, wie er am Oelberge da knieet, und aus der Hand des Engels den bittern Kelch der Leiden nimmt. Mit dieser heiligen Waffe nun trat die vernünftige fromme Mutter zur kranken Tochter hin und sprach: „Liebe Josephine! sieh doch dieses wunderschöne Bildchen an, betrachte, wie dein guter Jesus so bereitwillig aus der Hand des himmlischen Vaters den Kelch, ach! den so bittern Kelch der Leiden entgegennimmt und ihn aus Liebe zu uns bis auf den Boden hinab ausleeret! Hätte er diesen Kelch nicht

getrunken, so wäre unsere unsterbliche Seele nicht geheilet worden. Wie, und du willst das Bischen bittere Arznei nicht trinken, das ja nur zur Wiederherstellung deiner Gesundheit dient? Schämst du dich nicht? Dein Heiland trank alle Bitterkeiten auf, bis auf die Hefe, und du wolltest nicht einmal einen Löffel voll davon genießen? Josephine, gutes Kind! könntest du denn dieß über dein Herz bringen?" — Mit einem sonderbaren Blicke sah die Kranke auf die liebende Mutter hin, und nach einem Augenblicke Bedenkzeit griff sie nach der bittern Arznei und sprach: „Gib her, Mutter! des Herrn Wille geschehe! Meinem Gott zu Lieb' trinke ich von nun an herzlich gerne die bittere Arznei!" Nach diesen Worten nahm sie den Löffel mit dem herben Trank, warf einen Blick auf das schöne Bildchen und schlürfte den ganzen Inhalt ruhig hinunter, ohne dabei auch nur eine Miene zu verziehen. — Voll Freude über den glücklichen Erfolg ihrer zartsinnigen Erfindung ließ die gute Mutter das Bild in der Nähe des Krankenbettes aufhängen, und so oft sie der geliebten Patientin den bittern Trank reichte, zeigte sie nur auf das Bild, und Josephine nahm ruhig und freudig aus der Hand der Mutter die garstige Medizin, die ihr zum Heile der Seele und des Leibes diente. — Wenn der himmlische Vater, der göttliche Arzt, dir, mein Christ! die bittere Arznei der Leiden und Trübsale vorschreibt, so weigere dich ja nicht mehr, sie zu trinken; betrachte den Sohn Gottes am Oelberge, und es wird dir nicht schwer werden, so zu thun, wie er gethan hat! (Aus dem Seelsorgerleben.)

---

39. Jesus vor seinen Richtern oder: der Graf Elzearius.

Graf Elzearius besaß nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Surius einen wunderbaren Starkmuth und eine so große Geduld in allen Verhältnissen des Lebens, daß ihn seine Umgebung, seine eigenen Hausgenossen auch nicht ein einziges Mal unwillig oder zornig sahen. Wie bei allen Frommen, so fehlte es auch bei ihm nicht an Verfolgungen, Verläumdungen und maßlosem Spotte; aber Elzearius achtete dessen nicht; er duldete und schwieg. Eine Jungfrau, mit Namen Delphina, hatte oft genug Gelegenheit, diesen Edelmuth und die unbesiegbare Geduld des frommen Grafen zu bemerken und zu bewundern. Da fragte sie ihn nun

einmal, wie er doch zu allen Verläumdungen und Spöttereien seiner ehrvergessenen Feinde so geduldig schweigen und alle diese Unbilden so ruhig, wie eine Bildsäule, ertragen könne. Und Elzearius entgegnete: „Delphina! sage mir selbst, was hilft das Zürnen? Ich mache dadurch weder meine Feinde, noch meine eigene Lage besser. Darum habe ich mir ein eigenes Mittel ersonnen; und siehe! dieß will ich dir nun mittheilen, auf daß du auch künftighin davon heilsamen Gebrauch machest. — So oft mir irgend eine Unbild, eine Lästerung oder Beschimpfung widerfährt, stelle ich mir sogleich den göttlichen Heiland vor, wie er vor Pilatus steht, vor falschen Zeugen angeklagt, von den Soldaten mißhandelt und von dem undankbaren Judenvolke verspottet und verhöhnt wird. Was ist das Bischen Schmach, denke ich mir dann, die ich armer Sünder leide, gegen die Mißhandlungen, die das unschuldige Lamm Gottes, mein Herr und Heiland, um meinetwillen ausstehen und erdulden wollte! Sogleich wird es dann da innen im Herzen wieder ruhig, und die Wuth, die so gerne im Menschen Rache kochen möchte, kühlt ab und legt sich.“ — Elzearius sprach es und Delphina nahm's fleißig zu Herzen, und fand darin ein erprobtes Mittel zur Beruhigung der Seele bei allen Verfolgungen und Verläumdungen, bei erlittener Schmach und Mißhandlung. (Flores exemplorum pag. 76. pars I.)

---

40. Das Schweigen Jesu vor seinen Richtern lehrt uns, gegen uns erhobene Klagen stillschweigend zu ertragen, oder: der Klosterbruder Marin.

Ein Wittwer hatte eine einzige Tochter, diese vertraute er seinen Freunden, verließ die Welt, und ging in die Einsamkeit, und lebte in derselben vollkommen zufrieden. Der Gedanke an seine Familie, die zärtliche Liebe für seine Tochter allein verursachte ihm manche trübe Stunde. Der Abt bemerkte dieß, und sprach zu ihm: „Was fehlt dir, lieber Bruder, warum bist du so traurig“? Ach! erwiederte der Einsiedler, ich habe in der Stadt mein einziges Kind zurückgelassen, und die Besorgniß wegen seiner Erziehung ist die Ursache meines Kummers. Der Abt, in der Meinung, es wäre ein Sohn, sagte: „Geh hin, und bringe es hieher, du magst

dein Kind nach deinem Gutdünken erziehen." Voll Freude eilte er nun zu seiner Tochter Marianne, veränderte ihren Namen, indem er sie „Marin" hieß, verbot ihr, ihr Geschlecht Jemanden zu sagen, und führte sie mit in das Kloster. In Gottesfurcht erzog er sie hier, und sie zur großen Heiligkeit zu leiten, war sein Bestreben. Bei seinem Tode gebot er ihr insbesondere noch, über ihr Geschlecht unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Marianne war bei dem Tode ihres Vaters 17 Jahre alt; Niemand wußte ihr Geschlecht, und man nannte sie den Bruder Marin. Wegen ihrer Demuth und Frömmigkeit ward sie allgemein geachtet; aber Verläumdung setzte ihre Tugend auf eine harte Probe. In einem drei Stunden vom Kloster entlegenen Markte kaufte man zu gewissen Zeiten die Bedürfnisse für den Lebensunterhalt ein; in einem Gasthofe mußte man übernachten und der Bruder Marin war bei den Brüdern. Die Tochter des Gastwirthes war von einem Soldaten verführt worden, gab aber den Bruder Marin als den Verführer an. Der Gastwirth stellte nun Klage bei dem Abte, und als dieser den Bruder zu sich gerufen und gefragt hatte, was an der Wahrheit der Sache wäre, erhob Marin sein Herz zu Gott und antwortete nach kurzem Besinnen: ich bin ein Sünder und verdiene gestraft zu werden; denn er wollte die ausgeschämte Wirthstochter nicht in üblen Ruf bringen. Ohne die Sache weiter zu untersuchen, hielt ihn der Abt für schuldig, und stieß ihn nach strenger Züchtigung aus dem Kloster. Marin saß drei Jahre vor der Thüre des Klosters, ohne ein Wort zur Vertheidigung seiner Unschuld zu reden, warf sich den aus- und eingehenden Brüdern zu Füßen, sie um ihr Gebet und um Brod zur Stillung des Hungers anflehend. Auch das Kind der ruchlosen Verläumderin nahm er mit väterlicher Liebe auf, pflegte es zwei Jahre, und theilte mit ihm sein Almosen. Marin's Demuth und ausharrende Geduld ging endlich den Klosterbewohnern zu Herzen; sie flehten um Mitleid beim Abte, um Vergebung und Wiederaufnahme. Der Abt ließ ihn zu sich kommen, wiederholte die bittersten Vorwürfe, und sagte zu ihm: Dein Vater lebte heilig, in deinen zarten Jahren nahm er dich hieher, und zum Danke entehrtest du dieß Haus durch deine schändliche That. Es sei dir nun aber wieder erlaubt, unter uns zu wohnen, nur sollst du zur Sühne für

deine Sünden die niedrigsten Verrichtungen thun, und allen übrigen Brüdern dienen. Marin war mit Allem zufrieden. Mit allem Eifer vollbrachte er die oft seine Kräfte übersteigenden Arbeiten, endlich unterlag er der Last seines Tagwerkes und der Strenge seines Fastens, und starb nach kurzer Krankheit. Bei seinem Tode ward sein Geschlecht entdeckt. Und wie erstaunten die Einsiedler über die heldenmüthige Tugend, mit der diese Jungfrau ohne eine Klage aus ihrem Munde zu vernehmen, so viele Leiden, Beschwerden, und eine solche Beschämung ertragen hatte, da ihr die Rechtfertigung so leicht gewesen wäre? Unter Thränen war dem Abte ihre Unschuld hinterbracht, und er rief aus: O heilige Unschuld, verzeihe mir die ungerechten Vorwürfe und Verweise, welche ich dir gegeben, ich that es unwissend, und du hattest Geduld, sie zu ertragen; zu wenig erkannte ich die Heiligkeit deines Lebens! Ihr Leichnam wurde in der Kapelle des Klosters beerdigt. Ihre Unschuld hatte auch der Gastwirth vernommen; seine Tochter, welche falsche Anklage geführt hatte, eilte in Verzweiflung und Verwirrung zu dem Grabe der heiligen Jungfrau, bekannte ihre Verläumdung, bat um Verzeihung, und ward durch ihre Fürbitte von der Gewalt des Satans befreit. (Christl. Unterweisungen von A. Büschl.)

---

41. Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi, oder: Ludwig von Granada.

Ludwig von Granada sollte einst am Charfreitage predigen. Er begann mit den Worten: „Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi!“ — konnte aber nicht mehr weiterfahren; denn bei dem Aussprechen dieser Worte hatte ihn eine so tiefe Ruhrung ergriffen, daß er bitterlich zu weinen und zu schluchzen anfing. Er suchte sich zu fassen, und begann von Neuem: „Das Leiden unsers ....“, aber neue Thränen, noch heftigeres Schluchzen hemmten seine Stimme, und vergebens war sein Bemühen, auch nur ein Wort hervorzubringen. Die Predigt mußte also unterbleiben; aber die Thränen des Predigers sprachen statt der Worte zu den Herzen der Zuhörer, und wie am ersten Charfreitag zu Jerusalem — ging das Volk still und an die Brust klopfend von dannen. (Guill. Handb. I.)

---

42. Das Cruzifix predigt Feindesliebe oder: Ritter Hildebrand.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von einem andern Ritter, der Bruno hieß, schwer beleidigt worden und in seiner Hitze schwur er ihm blutige Rache. — In aller Frühe machte er sich eines Tages auf den Weg, um seinen Feind mit dem Schwerte zu züchtigen. — Da aber neben dem Wege eine Kapelle stand, so trat er, indem es ihm noch zu frühe dünkte, in dieselbe und betrachtete daselbst die Bilder an den Wänden. Es hingen hier drei Bilder aus dem Leiden Jesu. Das erste stellte den Herrn vor im Spottgewande mit der darunter stehenden Schrift: „Er schalt nicht, da er gescholten ward.“ Auf der zweiten sah man die Geißlung mit den Worten: „Er drohte nicht, da er litt“. — Das dritte endlich enthielt die Kreuzigung und unten stand: „Vater! verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ — Der Anblick dieser drei Leidensbilder ging dem Ritter tief zu Herzen; er knieete nieder und betete, und wie eine Eisrinde von den Sonnenstrahlen — schmolz die Rachgierde vor den Strahlen der himmlischen Liebe Jesu aus dem Herzen des Betenden hinweg. Er ging hin, und söhnte sich mit seinem Feinde aus. — Gehe hin und thu' desgleichen! (Nach den „rel. Gedicht.“ Augsburg 1841.)

---

43. Das Kreuz als Scepter.

Als Rudolph I., erwählter römischer Kaiser, zur Versammlung der Churfürsten kam, verlangte er von ihnen die Huldigung. Allein diese trugen Bedenken, weil das Reichs-Scepter nicht vorhanden war. Da ergriff Rudolph statt des Scepters ein Kreuz, gab es Einem nach dem Andern zu küssen, und sprach: „Bei diesem Kreuze, dem Zeichen unseres Heiles, schwöret mir Treue!“

Ja! das Kreuz ist das beste Scepter; wer mit ihm, das heißt, mit der Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit des Gekreuzigten regiert, wird sich und sein Volk gewiß glücklich machen, wie es auch Rudolph that, dessen Herrschaft für Deutschland mit Segen und Heil begleitet war. (Jugendbiblioth. 25. Bd. S. 50.)

---

44. Die Macht des Kreuzes.

Linro, ein alter Schriftsteller, erzählt von einem vornehmen jungen Manne, der durch Spiel und Ausschweifung all' sein Vermögen nach und nach verloren hatte: „Eines Abends, als er auch den letzten Rest verloren, und noch Schulden sich zugezogen hatte, gerieth er in rasende Wuth, lästerte Gott und forderte ihn auf, ihm, wenn er könne, noch Aergeres zu schicken. — Noch denselben Abend brach er im Nachhausefahren, als der Wagen stürzte, das Bein, in Folge dessen ein heftiges Fieber ihn auf das Krankenbett, und bis zum Rande des Grabes brachte. Anstatt, daß die Strafgerichte Gottes ihn zur Reue und Besserung gebracht und ihm die Augen geöffnet hätten, lästerte er Gott auf's Neue: „Ist hat seine Freude an meinem Verderben, so verdamme er mich denn!" sprach sein lästernder Mund. Als er so in dumpfer Verzweiflung dahin brütete, trat sein Bedienter ein und flüsterte ihm in's Ohr: „Herr, einer Eurer besten Freunde ist da und will Euch das letzte Lebewohl sagen!" „Wer ist es?" fuhr der Kranke auf; „er soll kommen!" Da zog der Diener ein Cruzifix aus seiner Brusttasche und sprach: „Sehet, lieber Herr! der ist Euer bester Freund; Jesus Christus will nicht Euern Untergang, denn auch für Euere Seele ist er am Stamme des Kreuzes gestorben." — Betroffen und tief erschüttert starrte der Lästerer das Cruzifix an; — endlich schmolz die Eisrinde seines Herzens. — „Ach", rief er, „Jesus! du liebst mich, und ich?" Thränen der Reue entstürzten zuerst seinen Augen; er genas an der Seele, wie auch am Leibe, und sein Leben ward ein Leben der Gnade, und sein Herz ein Altar, den die Blumen guter Werke, das Licht des Glaubens, der Wandel der Heiligen und die Liebe zum Kreuze schmückten!" (K. Eggert's das heil. Meßopfer. S. 161.)

---

45. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahin gab," oder: das Opfer der Liebe.

Einen größern Beweis seiner Liebe konnte uns Gott nicht geben, als diesen, daß er seinen eingebornen Sohn für uns in den Tod gab. — Ein Geschichtschreiber hat uns

folgende Begebenheit aufgezeichnet. König Alphons von Spanien hatte in einer von Mauren belagerten Stadt sich und sein Volk lange Zeit mit großer Tapferkeit vertheidigt. Da geschah es, daß sein einziger Sohn bei einem Ausfalle aus der Festung gefangen genommen wurde. Nun meinten die Mauren, die Stadt sei schon in ihren Händen. Sie führten den Gefangenen in die Nähe der Stadt, so daß man von den Stadtmauern aus ihn sehen konnte, und riefen nun den Belagerten zu: Alphons, entweder übergib die Stadt, oder dein Sohn muß sterben! — Welch eine entsetzliche Lage für das Herz eines Königs, eines Vaters! Welch eine schmerzliche Wahl, entweder sein Volk in die Hände des Tyrannen zur Dienstbarkeit auszuliefern, oder seinen theuern, einzigen Sohn als ein Blutopfer hinzugeben! — Nach einem gewaltsamen Kampfe im Herzen des Königs wirft Alphons sein eigenes Schwert über die Stadtmauer hinunter und ruft: Lieber soll mein Sohn sterben, aber mein Volk soll leben! Die Natur muß unterliegen, die Treue muß siegen. — Wenn es erlaubt ist, hievon nach menschlicher Denkweise die Anwendung auf Gott, den ewigen Vater im Himmel zu machen, so war das Volk Gottes, das von ihm geliebte Menschengeschlecht, viertausend Jahre lang von der göttlichen Gerechtigkeit gefangen genommen, und es drang in den Himmel der Ruf: Ewiger Vater! entweder liefere das Menschengeschlecht aus zur verdienten Strafe, oder dein Sohn muß sterben. Und sieh' da, ein unbegreifliches Wunder der Liebe! Gott spricht: Mein Sohn soll sterben, der Mensch soll leben. Nehmet ihn hin, meinen unschuldigen, eingeborenen, vielgeliebten Sohn, verspottet ihn, geißelt ihn, kreuziget ihn, tödtet ihn; aber das Menschengeschlecht soll erlöset werden; es soll leben, es soll nicht verloren gehen." „So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingegeben hat." (Gal. 3, 16); er hat seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern hat ihn für uns Alle dem Tode überliefert." (Röm. 8, 32.) (Himmelskrone von P. Stöger. S. 263—264.)

———

46. Die Liebe des gekreuzigten Heilandes zu uns, oder: Tigranes und Berenice.

Bonaventura stellt uns die Liebe, die wir Christo für seinen Erlösungstod schuldig sind, in einer wunderschönen

Parabel vor Augen. — Tigranes, König von Armenien, befand sich sammt seiner Gemahlin Berenice als Gefangener am Hofe des großmüthigen Perserkönigs Cyrus. Einst fragte Cyrus, der wohl wußte, wie sehr Tigranes seine gute Gattin liebe, den gefangenen König: „Was würdest du mir, Tigranes, für die Freilassung der Berenice geben?" „Herr", antwortete der König, „mein Reich, mein Blut und mein Leben würde ich dafür geben." „Das heißt sehr lieben", antwortete Cyrus, „und ich lobe deine Großmuth." Kurze Zeit nachher ward Friede und der König Tigranes wieder in seine Staaten eingesetzt. Eines Tages, da er sich mit der Königin Berenice allein unterhielt, fragte er sie, was sie vom Reiche der Perser, von der Majestät des Königs Cyrus, vom Glanze seines Hofes, von der Zahl seiner Hofleute, von den Reichthümern seines Palastes denke. Berenice antwortete: „Entschuldige mich, Herr! ich habe nichts gesehen; ich hatte nur Augen für denjenigen, der sein Leben für meine Befreiung anerbot. „Ach, meine liebe Berenice!" rief darauf der König aus, indem er sie umarmte, „wie würdig bist du meiner Liebe, und wie glücklich fühlt sich meine Liebe, daß ich ein Königreich mit dir theilen kann!" — Tigranes wäre bereit gewesen, für die Erlösung seiner Gemahtin Blut und Leben zu opfern. Großmüthig ist diese Liebe des treuen Gatten und Königs. Aber was ist sie im Vergleiche zu der Liebe unsers göttlichen Heilandes? Er begnügte sich nicht damit, um unserer Erlösung willen nur sterben zu wollen, sondern er hat wirklich sein Blut und Leben für uns hingegeben. Sollte darum unsere Liebe nicht eben so groß, ja noch viel größer sein, als die Liebe der treuen und dankbaren Gattin Berenice? Diese fühlte sich glücklich, ihrem königlichen Gemahl eine so schöne Antwort geben zu können. Welches Glück wird es nicht auch dereinst für eine gläubige Seele sein, wenn sie beim Ausgange aus dieser Welt zum Könige des Himmels wird sagen können: „Herr, auf der Welt, woher ich komme, habe ich nichts gesehen, ich hatte nur Augen für Denjenigen, der sein Leben für meine Erlösung gegeben hat; nur Ihn habe ich geliebt, nur an Ihn habe ich gedacht, nur für Ihn habe ich gehandelt." Mit welcher Liebe, mit welcher Seligkeit wird eine solche Treue vom Könige der Ewigkeit im Reiche der Liebe und der Herrlichkeit belohnt werden. (Par. des Vaters Bonav. S. 111. Nro. 29)

47. „Ihr seid um einen großen Preis erkauft" oder: der mit Blut befleckte Rock.

Durch nichts können wir Christo unsern Dank werkthätiger an den Tag legen, als dadurch, daß wir keine Sünde mehr begehen. Um der Sünde willen vergoß er sein Blut, um der Sünde willen starb er am Kreuze; so oft wir daher sein heiliges Blut, seinen schmerzlichen Tod am Kreuze betrachten, sollen wir mit Wehmuth die Größe der Sünde erkennen, und mit Abscheu vor ihr zurückschaudern. Dieß wäre dem göttlichen Heiland der liebste und beste Dank. — Debussi erzählt uns in seinem Monat Mariä folgende äußerst ergreifende Geschichte: „Zwei Missionäre hatten sich schon seit längerer Zeit damit beschäftigt, ein verhärtetes Volk auf den rechten Weg zurückzuführen; aber alle ihre Bemühungen waren unfruchtbar und ihre Predigten ohne Nutzen. Nun redete noch der Eine von ihnen, entschlossen, einen letzten Versuch zu machen, mit allem Feuer, das ihm sein heiliger Eifer einflößte. Plötzlich springt ihm eine Ader in seiner Brust auf, er fällt nieder und stirbt. Sein Amtsbruder besteigt noch den nämlichen Tag die mit dem Blute des Martyrers der Liebe gefärbte Kanzel, zeigt seinen noch mit Blut bedeckten Rock und sagt zu dem zuhörenden Volke: „Sehet da das Blut, das für euch vergossen worden ist! Und ihr wollet dem Teufel Seelen geben, die uns so viel gekostet haben?" Da die Zuhörer dieses wahrnahmen, und diese Worte hörten, fielen sie Alle zur Erde, benetzten den Boden der Kirche mit ihren Thränen und schlugen sich vor Schmerz an die Brust. Alle entsagten ihren Ausschweifungen, und aus einem Volke von Sündern wird nun ein Volk von Büßern. — Meine Seele! o daß ich dir jetzt nicht den blutenden Leibrock deines göttlichen Erlösers zeigen kann! Ich würde mich dir zu Füßen werfen und zu dir sagen: „Sieh' da das Blut, das für dich vergossen worden ist! Willst du nun der Hölle eine Seele opfern, die Jesus Christus so viel gekostet hat?" Was könnte ich dir noch ferner sagen, meine Seele! wenn dieser Anblick dich nicht rühren und von der Sünde zurückschrecken sollte?" (S. 214.)

48. Sein Grab wird herrlich sein. (Isaias.)

Kann man sich wohl eine herrlichere, eine glorreichere Grabesstätte denken, als jene, in welcher Christus selbst ruhen wollte? Der gelehrte Alphons Salmeron bemerkt zu dieser Stelle des Propheten: „Einst pflegte man in den Gräbern Schätze von großem Werthe niederzulegen. Noch nie aber barg ein Grab je einen größern Schatz in sich, als Jesum Christum.“ Schon deßhalb konnte der Prophet sagen: „Sein Grab wird herrlich sein.“ Ja, fürwahr herrlich ist sein Grab; darum wallfahrten so viele Gläubige aus allen Theilen der Erde nach Jerusalem hin, um an dieser glorreichen Stätte anbetend niederzufallen und die Opfer kindlicher Liebe und des heißesten Dankes daselbst niederzulegen. Darum erhob sich vor ungefähr 800 Jahren ganz Europa, um dieses kostbare Kleinod aller christlichen Völker den Händen der Ungläubigen zu entreißen; darum nahmen damals Könige und Kaiser, Fürsten und Ritter mit Freuden das Kreuz und zogen an der Spitze von Tausenden hinüber in das heilige Land wider die Feinde des Grabes Christi. — Herrlich ist das Grab des Herrn, denn Gott selbst hat es schon oft verherrlichet durch besondere Segnungen und Wunder. Die heil. Paula, der heil. Hieronymus u. v. a. holten sich am heiligen Grabe eine Fülle von Gnaden, einen Frieden, eine Seelenruhe, wie sie nirgends auf der ganzen Erde finden konnten. — Von den vielen Wundern, die das Grab Christi herrlich machten, will ich nur einige wenige anführen, wofür ich tüchtige Gewährsmänner anzugeben im Stande bin. — So erzählt z. B. der heil. Augustin eine gar denkwürdige Begebenheit. Ein mächtiger und angesehener Herr, mit Namen Hesperius, hatte aus dem gelobten Lande eine Hand voll Erde vom heil. Grabe mitgenommen. Auf den Rath und mit Einwilligung des heil. Augustin, sowie des sinicänsischen Bischofs Maximinus wurde nun diese geweihte Erde an einem Orte eingegraben, und über demselben eine Kirche erbaut. Ein armer, an allen Gliedern contrakter Jüngling ward auf sein anhaltendes und dringendes Bitten in diesen heiligen Tempel gebracht; voll Andacht und Zerknirschung verrichtete er daselbst sein Gebet und kehrte ganz gesund und wie neu belebt in die Arme seiner hocherfreuten Eltern zurück. — Der heil. Sophronius, Bischof

von Jerusalem, berichtet uns die wunderbare Bekehrung zweier Personen am Grabe Christi, nämlich der gottseligen Cosmiana und der heiligen Büßerin Maria von Aegypten, wovon sich die erstere der severianischen Irrlehre, die andere aber volle neunzehn Jahre hindurch den entehrendsten Lastern hingegeben hatte. — Geschahen ja so viele Wunder bei den Gräbern und Reliquien der Heiligen Gottes, wer möchte dann zweifeln, daß nicht noch größere Wunder am Grabe des Heiligsten der Heiligen geschahen, und noch geschehen können, da ja geschrieben steht: „Sein Grab wird herrlich sein!“ (Mehlers's Beispiele.)

---

49. Die Auferstehung Christi läßt sich gar nicht läugnen.

Der berühmte englische Ritter Georg Lüttleton läugnete, daß Jesus Christus Gottes Sohn sei, und sich der Sünder erbarmen könne. Aber er verachtete nicht bloß selbst Christum, sondern bemühte sich auch, Andere zu überzeugen, daß man Christum verwerfen müsse; und da er überzeugt war, daß, so lange die Geschichte von der Auferstehung Christi noch nicht gründlich widerlegt wäre, Niemand die Glaubwürdigkeit der übrigen evangelischen Begebenheiten umstoßen könne, so machte er sich mit allem Eifer daran, die Schriften derer zu widerlegen, welche die Glaubwürdigkeit der Auferstehungs-Geschichte vertheidiget hatten. Aber mitten in dieser Arbeit ergriff ihn die Kraft der göttlichen Wahrheit. Er ließ sich von ihr besiegen, und stand nicht nur von seinem Unternehmen ab, sondern bekannte auch laut vor aller Welt, daß er an Jesum Christum den Gekreuzigten glaube. Aus dem verfolgenden Saulus wurde jetzt ein eifriger Paulus. Gerne diente er dem Evangelium mit erbaulichen Schriften, und die Aehnlichkeit seiner Bekehrung mit der des Apostels veranlaßte ihn, gerade aus Paulus Geschichte einen neuen kräftigen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums zu entnehmen. (Beisp. des Guten.)

---

50. Christus ist wahrhaft auferstanden, oder: die heilige Margaritta vor dem Präfekten Olibrius.

Christus ist auferstanden, deßhalb ist er Gott und deßhalb glauben wir. — Die Geschichten der Martyrer erzäh-

len, wie die heil. Margarita, als sie vor dem heidnischen Richterstuhle stand, von dem Präfekten Olibrius um ihre Religion befragt wurde. Kaum hatte dieser ihr Bekenntniß vernommen, als er schon voll Entrüstung rief: „Wie kann ein größerer Unsinn erdacht werden, als einen Menschen sich zum Gott zu setzen, den man an's Kreuz geheftet hat?" Da fragte die Jungfrau: „Woher weißt du es, daß Christus gekreuzigt worden ist?" Er erwiederte: „Eure eigenen Urkunden lehren es ja!" „Wohlan denn," entgegnete Margarita, „in denselben Büchern ist ebensowohl vom Leiden Christi, als auch von seiner Auferstehung und Verherrlichung die Rede; wie nehmet ihr nun so wenig Anstand, das Eine zu glauben und das Andere zu verwerfen? Nicht deßhalb, weil er gelitten hat, weil er gestorben ist, glauben wir; nein, es würde uns da der Beweis für seine Göttlichkeit fehlen. Aber er ist auferstanden, aus eigener Macht ist er hervorgegangen aus dem Grabe, und dessen freuen wir uns und frohlocken und rufen Alleluja! Er hat uns dadurch bewiesen seiner Gottheit Macht; und darum glauben wir ihm und preisen seinen Namen, und geben unser Leben hin für seine Lehren!" So männlich sprach die zarte Jungfrau und mit Staunen vernahm der Heide die Worte ihrer Weisheit. (Cf. Die Legende und Veiths Homilienkr. 4. Bd.)

---

51. Christus ist auferstanden, oder: der Gang zum Hochgerichte.

Unter einem großen Schwarm von Menschen, die einem Mörder, der zum Tode ging, nachzog, befand sich auch ein Einsiedler der Wüste, der sich dicht hinter dem Verbrecher hielt und ihm auf dem Fuße zu folgen suchte. Dieser aber sah sich um, ward des Neugierigen gewahr und sprach: Was hast du, mein Vater! hier zu thun? Hast du keine Zelle und kein Tagwerk? Verzeihe, mein Bruder! erwiederte der Einsiedler, beides habe ich. Nun dann, rief der andere, warum bleibst du nicht lieber in deiner Zelle, betest und arbeitest, und beweinest deine Sünden? Du hast sehr recht, entgegnete der Einsiedler, allzu sehr vernachlässige ich mich selbst, mein Herz ist verstockt und ohne Zerknirschung, und deßhalb bin ich gekommen, deinem Tode zuzusehen, um etwa auf diese Weise zur Reue bewegt zu werden. Da sprach der

arme Sünder: „Gehe hin, mein Vater! und sitze fein stille in deiner Zelle, und danke unserm göttlichen Erlöser! Denn seitdem er Mensch geworden, und für uns gestorben und wieder auferstanden ist, stirbt der Mensch nicht mehr.“ — Wer in einer solchen furchtbaren Stunde mit solcher Fassung und Freudigkeit von dem Tode reden konnte, für den ist der Tod wirklich kein Uebel mehr. In das Herz dieses Missethäters leuchtete ein Strahl der Gnade, in dessen Lichte er das Geheimniß der Erlösung erkannte, und klar schaute, daß Jesus für die Sünder in die Welt gekommen, sie durch sein Blut von allen Flecken rein zu waschen, durch seinen Tod allen Tod zu vernichten, und durch seine Auferstehung das Leben wieder zu geben, so daß Alle, welche an ihn glauben und von ihren Sünden sich bekehren, leben, wenn sie auch sterben. (Joann. Moschus Eremita und Dr. Haid. I. S. 145.)

52. Das Wunder in der Osternacht.

Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius erzählt uns folgende Geschichte: „Als einst die Gläubigen zu Jerusalem nach frommer Sitte des Alterthums die Nacht vor dem Feste der Auferstehung Jesu in andächtiger Feier durchwachten, wurden die Diakonen gewahr, daß es zur Nahrung der Lampen am Oele gebräche. — Das Volk, dem die vollständige Feier seiner Feste sehr am Herzen lag, ward darüber sehr betroffen; nur der Bischof von Jerusalem, Narzissus (der beiläufig um das Jahr 190 lebte) blieb ruhig und befahl denen, welchen diese Sorge oblag, aus dem benachbarten Brunnen Wasser zu bringen. — Er betete über das Wasser und hieß dann jene, die es gebracht hatten, mit lebendigem Glauben an den Herrn — die Lampen mit diesem Wasser füllen. Und siehe da — das Wasser ward verwandelt in Oel. — Noch zur Zeit des Eusebius sollen viele Gläubige Jerusalems etwas von diesem Oele aufbewahrt haben. (Stolb. K. G. B. 8.)

53. Die Märtyrer des Ostertages.

Als im Jahre 459 das Osterfest herannahte, wollten die Katholiken in Afrika, die damals von den Vandalen Vieles zu leiden hatten, und in der Abhaltung ihres Gottesdien-

stes vielfältig verhindert wurden, doch den Ostertag feierlich begehen. Sie öffneten deßhalb eine Kirche, die von den Arianern, die die Gottheit Jesu läugneten, war geschlossen worden, und bald war dieselbe von einer Menge rechtgläubiger Anbeter des Sohnes Gottes angefüllt. — Als nun ihre Feinde, die Ketzer, davon Kunde erhielten, wiegelten sie die Soldaten auf und diese umzingelten die Kirche. Einige von ihnen sprengten die Thüre und drangen in den Tempel ein; andere stiegen auf die Dächer der benachbarten Häuser und schossen durch die Fenster Pfeile hinein. — Ein Lector, der eben am Pulte stand und das Alleluja sang, wurde von einem Pfeile in die Kehle getroffen, das Buch fiel ihm aus der Hand und er stürzte todt nieder. Viele andere Gläubige wurden auch von den Pfeilgeschossen getödtet, und mischten freudig ihr Blut mit dem des Osterlammes. — Man ehrt das Andenken an sie den zwanzigsten April — unter dem Namen der Märtyrer des Ostertages. — (Guill. Handb. I. 225.)

54. Die Auferstandene.

Haubs erzählt uns in seinen Homilien eine einfache Geschichte, die es uns mit wenigen Worten zeigt, wie wir vom Tode der Sünde auferstehen sollen. — Ein junger Mensch, heißt es da, begegnete nach Ostern einer Person, mit welcher er vorher einen verbotenen Umgang gepflogen, die aber das große Glück hatte, sich zu bekehren. Erstaunt, daß sie, ohne auf ihn zu achten, und ihn zu grüßen, an ihm vorüberging, redete er sie also an: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja der und der . . .“ Sie antwortete aber: „Mögen Sie Jener sein, ich bin aber nicht mehr Jene.“ — Das heißt von den Todten auferstehen, wenn man seine frühern Sündenwege verläßt, seine sündhaften Gewohnheiten, Bekanntschaften und Neigungen aufgibt, und nichts mehr sucht, nichts mehr will, als nur Christum und der Seele Heil. — Die heilige katholische Kirche, unsere liebevoll sorgsame und weise Mutter, fordert gleichfalls eine solche heilsame Auferstehung von allen ihren Kindern; darum verordnete sie nicht ohne weise Absicht gerade zur Osterzeit die sogenannte österliche Beicht und Communion. Wohl Jenen, die dem Rufe ihres auferstandenen Heilandes und

der weisen Anordnung ihrer heiligen Kirche treulich folgen. (Mehler's Beispiele.)

55. Sagen von der Entstehung des Ostereies.

Schon seit vielen Jahrhunderten pflegten sich fromme Christen zum Zeichen der Freude über die Auferstehung Jesu zur österlichen Zeit mit einem rothgefärbten Ei zu beschenken. Der Ursprung soll folgender sein: Wie nämlich der Geschichtschreiber Aelius Lampridius erzählt, so habe, als Markus Aurelius Severus im Jahre 205 nach Christi geboren wurde, eine Henne seiner Mutter ein rothes Ei gelegt. — Erstaunt darüber fragte die heidnische Mutter einen Wahrsager über die Bedeutung dieses ungewöhnlichen Ereignisses. Dieser gab zur Antwort, daß ihr neugeborner Sohn in der Folge zum römischen Kaiser erwählt werden würde. — Um ihren Sohn deßwegen keiner Verfolgung auszusetzen, verschwieg die Mutter dieses Geheimniß mit einigen Freunden, denen sie es anvertraut hatte, bis zur Zeit, als ihr Sohn wirklich im Jahre 224 zum römischen Kaiser erwählt wurde. Da dieser zugleich auch ein guter Regent war, so sei seit dieser Zeit unter den Heiden die Sitte entstanden, sich gegenseitig als Glückswunsch ein rothgefärbtes Ei zu geben. — Die Christen bedienten sich dann dieser Sitte im geistlichen Sinne, als Zeichen des gegenseitigen Glückwunsches wegen der Auferstehung Jesu. (Buchfel. Exempelb.)

56. Christi Himmelfahrt oder: der sterbende Pilger auf dem Kalvarienberge.

Der heilige Franz von Sales erzählt, nach dem heiligen Bernardin von Siena, folgende Thatsache: Zur Zeit, als sich viele durch Geburt und Vermögen angesehene Personen verpflichteten, ihre Liebe zu unserm Herrn dadurch an den Tag zu legen, daß sie die Meere durchschifften und die heiligen Orte, wo die Geheimnisse unserer Erlösung vorgegangen sind, besuchten, unternahm auch ein junger Edelmann diese glückliche Wallfahrt. Kaum angekommen in dem durch die Leiden Jesu Christi geheiligten Lande, begibt er sich eilends nach Nazareth. Beim Anblicke dieses Städchens, wo die heilige Jungfrau so lange gewohnt hatte, und wo das

Geheimniß der Menschwerdung vorgegangen war, erweckt die Erinnerung an die zärtliche Liebe der Mutter und des Sohnes in einem so wohl vorbereiteten Herzen die lebhaftesten Empfindungen des Dankes und der Liebe. Zu Bethlehem zeigte man ihm die Höhle, wo sein Gott und Heiland geboren worden ist. In der Inbrunst seines Glaubens scheint es ihm, er sähe das göttliche Kind noch in der Krippe liegen, und Thränen der Rührung entfließen reichlich seinen Augen. Er kann nicht müde werden, seine Lippen auf diesen heiligen, obschon kleinen Umfang zu drücken, der die ersten Thränen Jesu in sich aufgenommen hatte. Hernach besuchte er zur Befriedigung seiner frommen Liebe einen jeden der Orte, die durch einige Umstände des Lebens des Heilandes ausgezeichnet waren. Darum vergißt er weder den Jordan, wo einst Jesus vom heiligen Johannes getauft worden, noch die Wüste, wo er nach vierzigtägigem Fasten und Beten vom Teufel versucht worden ist. Vorzüglich hält er sich aber an den Orten auf, welche ihm die letzten Geheimnisse des Lebens und Leidens des Gottmenschen in's Gedächtniß zurückrufen, und fühlt im Garten Gethsemani sein Lebensfeuer sich wieder erneuern; denn alle Schmerzen des Sohnes Gottes stellen sich seinem Geiste von Neuem dar. Er glaubte Seine Seufzer und zärtlichen Klagen zu hören, Seine Todesangst und Seinen blutigen Schweiß zu sehen; und da er für seinen Gott nicht sein Blut vergießen kann, so benetzt er die Erde mit seinen Thränen. Darauf durchwandert er alle Stationen; er folgt im Geiste seinem Herrn in den Gassen Jerusalems, begleitet ihn zu Kaiphas, zu Pilatus und Herodes, sieht Ihn entblößt, mit Ruthen geschlagen, mit Dörnern gekrönt. Er besteigt den Kalvarienberg und bildet sich ein, er folge Schritt vor Schritt unserm, Sein schweres Kreuz tragenden Herrn. Endlich kommt er auf dem Gipfel des Berges an, und hier glaubt er, seinem innigen Schmerz zu unterliegen. „Hier ist es“, spricht er zu sich selbst, „wo man Ihm die Hände und Füße mit großen Nägeln durchbohrt hat; hier ist es, wo das Werk meines Heiles und des Heiles des ganzen Menschengeschlechtes ist vollbracht worden!“

Nach mehreren, in diesen frommen Betrachtungen zugebrachten Stunden geht er zum Grabe, und von da machte er sich auf den Weg an den Ort, der durch die heiligen Fußstapfen, die unser göttlicher Heiland bei Seiner Auffarth

in den Himmel hier zurückgelassen hat, auf immer ehrwürdig bleiben wird. Bei diesem Anblicke fällt er auf die Kniee, drückt seine Lippen, wie er früher so vielmal gethan hatte, auf die Erde, welche den Abdruck der Füße unsers Heilandes trug, hebt darauf seine Augen und Hände gegen Himmel und ruft aus: „O Jesu! o Liebe meines Herzens! wo willst Du, daß ich jetzt hingehe? Ich habe alle Oerter besucht, die Du während Deines sterblichen Lebens zu bewohnen Dich gewürdiget, und auch jene, wo du gelitten hast. Ich folgte Dir auf den Kalvarienberg, begleitete Dich zum Grabe und bin jetzt an eben der Stätte, von welcher aus Du in den Himmel aufgefahren bist. Wohin kann ich nun gehen, o mein Herr! als nur zu Dir? Verleihe mir also, Du mein Leben und mein Alles! die Gnade, Dir in den Himmel zu folgen!“ Nach diesen Worten neigt er das Haupt, sein Herz bricht, er stirbt und seine Seele steigt zum Himmel empor. (Debussi, Bernardinus serm. 1. de ascens. et Franc. Sales lib. de amore Dei.) — O süße, heilige Sehnsucht! möchte sie sich oft und mächtig regen in unserm Herzen!

57. Die Betrachtung des Himmels oder: der heilige Franz Seraph.

Einst lag der heilige Franz Seraph sehr schmerzlich krank darnieder. Zu den gewaltigen Kopfschmerzen, die seinen Leib entkräfteten, gesellten sich auch noch fürchterliche Versuchungen, welche seine Seele in die tiefste Betrübniß setzten. Kaum glaubte unser Heiliger diesem doppelten und entsetzlichen Kampfe siegreich entgegentreten zu können; schon war er nahe daran zu unterliegen. Da hob er sein Auge gen Himmel, der von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne freundlich beleuchtet in goldner Pracht erglänzte. — Wie von einer wunderbaren Kraft belebt, rief er bei diesem herrlichen Anblicke aus: „O wie majestätisch schön ist nicht schon jener prächtige Vorhang, der mir des Himmels unnennbare Herrlichkeit verbirgt. Wie ungleich schöner muß es erst dort sein vor dem Throne des göttlichen Lammes, das mir voranging, um mir dort eine Wohnung zu bereiten! Ach, was ist doch der Erde Pracht und Reichthum gegen jene Seligkeiten, was der kurze Schmerz gegen ewige Freuden, was

der vergängliche Kampf gegen einen Triumph dort oben in jenen seligen Höhen! O himmlischer Strahl einer so beglükkenden Hoffnung — erlisch mir nimmer!" — Und siehe da! Ruhe kam in seine Seele und Kraft in sein Herz, daß er künftighin nicht mehr zaghaft ward, sondern ritterlich kämpfte und glänzend siegte. (Pruggers Exempelbuch.)

---

58 Das letzte Gericht oder: das furchtbare Gemälde.

Bogoris, ein König der Bulgaren, liebte alle furchtbaren und Schrecken erregenden Eindrücke. Es gefiel ihm an den schauerlichsten Orten, und er hatte eine besondere Freude auf der Jagd die wildesten Thiere zu verfolgen. Die Tapeten, die Gemälde, die Bildhauerarbeiten seines Palastes stellten nur furchtbare Gegenstände vor. Da er nun vernommen, daß ein Mönch in seiner Gegend, Hieronymus mit Namen, ein vortrefflicher Maler sei, besuchte er ihn und bat ihn, ihm ein Gemälde nach seinem Geschmacke d. h. das furchtbarste, das er sich vorstellen könne, zu verfertigen. Der Pater Hieronymus gewährte ihm seine Bitte, und malte ihm das letzte Gericht. Der göttliche Richter, sitzend auf einer Wolke, umgeben von seinen Engeln, erschien darauf in einer majestätischen und zürnenden Gestalt, die einen erhabenen und mahnenden Eindruck machte. Zur Rechten erblickte man die Gerechten strahlend von Herrlichkeit; zur Linken aber die Sünder, blaß, niedergeschlagen, voll Angst und Furcht, in Erwartung des letzten Richterspruches. Unten auf dem Gemälde waren die Teufel mit häßlichen und furchtbaren Gestalten abgebildet. Sie schienen wüthend und drohend, und waren mit Strafwerkzeugen aller Art versehen. Noch tiefer aber erschien ein Abgrund, aus dem furchtbare Flammenwirbel hervorbrachen. — Der heidnische König ward beim ersten Anblicke dieses Gemäldes entzückt, und gestand, daß er noch niemals so etwas Schönes und Furchtbares gesehen habe. Da er aber nicht wußte, was das Bild vorstellte, so führte er den Mönch mit sich nach Hause, damit er es ihm erkläre. Der Pater Hieronymus erklärte ihm nun Alles mit so viel Nachdruck und Salbung, daß der Fürst, noch erschrockener über die Erklärung, als über das Gemälde, das Christenthum annahm, und sein ganzes Leben so durchdrungen von Gottes Gerichten zubrachte, daß, wenn er etwas

unternahm, oder wenn man irgend ein Geschäft im Rathe überlegte, er zu sagen gewohnt war: Erinnern wir uns, daß dasjenige, was wir jetzt thun wollen, im göttlichen Gerichte wird untersucht werden! (Bonaventuras Parabeln Nro. 14.)

---

59. Das letzte Gericht oder: die letzten Worte eines sterbenden Einsiedlers.

Ein Einsiedler hatte das Unglück, ziemlich lange in einer großen Vernachläßigung seines Heiles und seiner Vervollkommnung dahin zu leben. Endlich ergriff ihn eine gefährliche Krankheit und er fühlte, daß sich mit jeder neuen Stunde sein Zustand bedeutend verschlimmere. Plötzlich wurde er im Geiste entzückt, und er schien eine ganze Stunde lang außer sich zu sein. In dieser Entzückung sah er die gerechte Strenge der göttlichen Gerichte. Als er wieder zu sich gekommen, war er von dem, was er gesehen hatte, so erschüttert, daß er sich zu außerordentlicher Buße entschloß. Er bat dringend alle Gegenwärtigen, unter denen auch Johannes Climakus, der diese Thatsache erzählt, war, daß sie sich wegbegeben möchten. Nachdem er darauf die Thüre seiner Zelle hatte vermauern lassen, blieb er zwölf Jahre lang darin eingeschlossen, ohne mit Jemanden zu reden, und zwar auf die Weise, daß er nur von dem ihm gebrachten Wasser und Brod sein Leben fristete. Er überdachte unaufhörlich dasjenige, was er gesehen hatte, während er immer unbeweglich und mit unverwandten Augen da saß und viele Thränen vergoß. Als er nun dem Tode nahe war, stießen die Einsiedler die Mauer ein, die seine Zelle verschloß und näherten sich ihm und baten ihn inständig, er möge doch noch einige erbauende Worte zu ihnen sprechen. Geraume Zeit weigerte er sich, diesem Verlangen zu willfahren; endlich aber sagte er zu ihnen: „Verzeiht mir, meine Brüder, wenn ich euch nur ein Einziges sage: In Wahrheit, wenn die Menschen wüßten, wie furchtbar das Gericht Gottes ist, so würden sie Ihn niemals beleidigen.“ — Und nachdem er diese Worte gesagt hatte, starb er und ließ bei allen Ordensgeistlichen einen heilsamen Schrecken zurück. (Debussi S. 257.)

---

60. Das letzte Gericht oder: der Prediger und das Pfarrkind.

Ein würdiger Seelsorger hatte am letzten Sonntage des Kirchenjahres seiner Pfarrgemeinde das Evangelium vom jüngsten Gerichte und die Schrecknisse dieses Tages in ernster und ergreifender Sprache erklärt und geschildert. Der Eindruck, den seine Worte unter dem Beistande der göttlichen Gnade in den Gemüthern seiner Pfarrkinder hervorbrachten, war ein mächtiger und erfolgreicher. — Gleich nach vollendeter Predigt erschien eine Person, die als eine eitle Welttochter und als eine große Sünderin weithin bekannt war. Mit Thränen im Auge, voll Angst im Herzen fing sie an, dem würdigen Priester ihr Anliegen zu entdecken: „Hochwürden!“ sprach sie, ach! Sie haben mir heute fürchterliche Dinge gesagt. Meine Seele ist schmerzlich getroffen, ist tief verwundet. Alles haben Sie erklärt von dem furchtbaren Tage des Gerichtes; nur dieß Eine nicht: Wann denn dieser entsetzliche Tag des Zornes und der göttlichen Rache über das ganze Menschengeschlecht hereinbrechen wird. Um Alles in der Welt bitte ich Sie, hochwürdiger Herr! nur dieß Eine sagen Sie mir noch!“ — Ruhig erwiederte der Prediger auf diese sonderbare Frage: „Und was würdest du dann?“ — „Ach, ich würde mein Leben bessern,“ entgegnete die Sünderin; „ich würde umkehren zu meinem Gott, würde die Sünde meiden, würde sie hassen, würde Tag und Nacht in meinen Bußthränen schwimmen, wie Magdalena würde ich mich zu den Füßen Jesu werfen, und weinen, weinen, bitter weinen ob meiner zahllosen Vergehungen und ihn bitten und bestürmen, daß er mir im Gerichte gnädig sei!“ Der Diener Gottes wurde tief von diesen Worten der reuigen Sünderin ergriffen, denn er bemerkte nur zu gut, daß sie von der göttlichen Gnade berührt ward; und darum sprach er zu ihr im sanften Tone der Liebe und des heiligen Mitleids die schönen Worte des heiligen Augustin: „Sieh, mein liebes Kind! daran liegt ja nichts, zu wissen oder nicht zu wissen, wann denn der Tag des Gerichtes sei; lebe so, als ob er bald kommen sollte; thue, was du dann thätest, wenn er morgen schon wäre; thue, was du eben zu thun gelobt hast, und sei versichert, du wirst die Ankunft des Richters nicht zu fürchten haben!“ Wohlthätig wirkten die Worte des liebrei-

chen Seelsorgers auf das Herz des jungen, von der göttlichen Gnade ergriffenen Mädchens; sie ging hin, bereitete sich auf eine Generalbeicht und somit auf den Tag des Gerichtes vor; sie wandelte fernerhin nicht mehr in den Finsternissen der Sünde, sondern wirkte eifrig mit der göttlichen Gnade und fand so ihren Gott wieder und die Ruhe ihrer Seele. — Gehe hin und thue desgleichen! (Mehler's Beispiele.)

61. Das letzte Gericht oder: die heilige Elisabeth.

Der heiligen Elisabeth, Königstochter von Ungarn und Landgräfin von Thüringen, wurde von ihren Hofdamen der Besuch der Spitäler und die Pflege der Kranken und Versorgung der Armen als ein für ihren hohen Stand zu gemeines Geschäft mißrathen. Darauf antwortete sie eben so edel als treffend: „Ich bereite mich vor auf den Tag des Gerichtes, damit ich dem Richter, wenn er mich zur Rechenschaft auffordert, sagen kann: „Sieh, o Herr! so oft habe ich dich als Hungrigen gespeiset, Dich als Durstigen getränket, dich als Nackten bekleidet, dich als Kranken besucht und gepflegt! Sei mir also ein gnädiger Richter!" (Lohn. Bibl. II.)

62. Der heilige Geist ist Gott oder: König Leovigild.

In Spanien lebte ein König, Namens Leovigild, der zwar an die Gottheit des Vaters und Sohnes, nicht aber an die Gottheit des heiligen Geistes glaubte. Dieß erfuhr der heilige Gregor von Tours durch Gesandte, die Chilperich, König von Frankreich, an obigen Leovigild abgesandt hatte, und die auf ihrer Rückreise den heiligen Bischof besuchten. Der um die Reinerhaltung des wahren Glaubens so sehr besorgte Kirchenvorsteher ließ nun dem König von Spanien sagen, er möchte ihm, wenn er nicht an die Gottheit des heiligen Geistes glauben wolle, erklären, wie denn der heilige Petrus zum Ananias sagen konnte: (Act. 5. 3.) „Warum hat der Satan dein Herz eingenommen, daß du dem heil. Geiste vorlügst? Du hast nicht Menschen, sondern Gott selbst vorgelogen." Diese Berufung auf den klaren Ausspruch der heiligen Schrift bewog den König zum ernsten Nachdenken, und dieses ernste Nachdenken hatte seine guten Folgen für die Rechtgläubigkeit des Königs und seiner Umgebung. (Ex Lohn. Miscellan. pag. 50.)

63. Der heilige Geist geht vom Vater und Sohne zugleich aus.

Das Concilium von Konstantinopel sagt in seinem Symbolum, welches mit dem von Nicäa dasselbe war, nur, daß der heilige Geist vom Vater ausgehe: die Worte: „und von dem Sohne" wurden nicht hinzugesetzt, weil dieß damals noch nie in Frage gestellt worden war. Aber seit dem Jahre 447 setzten die spanischen und nach und nach alle andern abendländischen Kirchen im Symbolum auch die übrigen Worte hinzu, weil dieß die ausdrückliche Lehre der heiligen Schrift ist. — Indessen haben Phocius im Jahre 866 und Michael Cerularius im Jahre 1043, beide Patriarchen von Constantinopel, von dem Zusatze dieser zweien Worte „und von dem Sohne" Veranlassung genommen, die griechische Kirche von der lateinischen loszureißen. Im Monate Oktober 1098 versammelte der Papst Urban ein Concil von 123 Bischöfen, um die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zu Stande zu bringen: er verlangte auch den Beistand des heiligen Anselmus, Erzbischofes von Canterbury. Nachdem die Griechen ihre Anstände wegen des Ausganges des heiligen Geistes vorgebracht, verwickelten sie die Frage durch Weitläufigkeit so sehr, daß sie unentschieden bleiben mußte. Um den Streitenden ein Ende zu machen, rief der Papst mit lauter Stimme: „Anselmus, unser Vater und unser Meister, wo bist du?" Er ließ ihn nun neben sich Platz nehmen, und stellte ihm vor, wie sehr es Noth thue, sein Talent anzuwenden, um die Kirche an ihren Feinden zu rächen; er setzte hinzu, Gott habe absichtlich einen solchen Umstand herbeigeführt. Der fromme Erzbischof nahm sogleich das Wort, und drückte sich mit solcher Kraft und Festigkeit aus, daß er die Griechen zum Schweigen brachte. Kaum hatte er geendigt, als alle Anwesenden das Anathem (das Verwerfungsurtheil) gegen Jeden aussprachen, der läugnen würde, daß der heilige Geist auch von dem Sohne ausgehe. — Die Freude, welche nun in der Kirche über diese Einigung auflebte, war von kurzer Dauer, und das Schisma (Trennung) fing einige Zeit nachher wieder an. — Im Concil von Florenz, das im Jahre 1439 gehalten wurde, räumten die Griechen endlich ein, daß der heilige Geist von dem Vater und von dem Sohne zugleich ausgehe, und nahmen mit den Latei-

nern dasselbe Glaubensbekenntniß an. Aber bald fielen sie in ihren Irrthum zurück; sie erneuerten das Schisma, und beharren noch jetzt darin. Es ist ihrerseits bloße Hartnäckigkeit, weil die Lehre, welche sie bekämpfen, in der heiligen Schrift und in der Tradition gegründet ist. (Guill. Handb. Thl. 1. S. 241.)

Beispiele von den umsonst gegebenen Gaben des hl. Geistes.

1. Joseph von Sahagunt, oder: die Gabe der Geistesunterscheidung.

Als Joseph von Sahagunt vom Eremitenorden durch Salamanka ging, kam nach der Landessitte eine Frau herzu, ihm die Hand zu küssen; er aber zog die Hand zurück, und als die Frau unwillig um die Ursache fragte, erwiederte er: Weil der Satan deine Seele besitzt, und du deine Tochter, die in der Unzucht schwanger geworden, ermorden willst. Es war also, wie er gesagt hatte.

2. Franziskus ab Hieronymo oder: die Gabe der Geistesunterscheidung.

Der selige Franziskus ab Hieronymo (gest. 1716) entfernte sich einstens plötzlich aus seinem Beichtstuhle, eilte zur Kirche hinaus, blieb auf der Gasse stehen, hielt einen ganz fremden Menschen an, der seines Weges daher kam, und rief: Wohin? Der Fremde sagte trotzig: Ich gehe meinen Geschäften nach; was habt Ihr mich zu fragen? Nicht so, sprach Franziskus mit größter Freundlichkeit, sag es aufrichtig: Wo gehst du hin? Der Fremde überhäufte ihn mit Schmähreden; Franziskus ließ sich dadurch nicht irre machen. Kommst du, fragte er mit leiser Stimme, nicht eben vom Lande herein (von Neapel) und trägst Waffen bei dir, deinen Freund zu ermorden? Bist du nicht bereit, seine und zugleich auch deine Seele ins Verderben zu stürzen? Der Fremde erstarrte und sprach, wie unwillkührlich: Es ist wahr! Wohlan denn, rief Franziskus, zur Buße, zur Beichte! Und er nahm ihn mit in die Kirche und schickte ihn, gänzlich verändert, nach Hause.

3. Franz von Paula, oder: die Gabe der Geistesunterscheidung.

Als Jemand sein krankes Kind zum heiligen Franz von Paula brachte, damit er durch sein Gebet ihm die Gesundheit verschaffe, zur Gabe dafür aber ihm neue Feigen, die er gestohlen hatte, anbot, schalt ihn der Heilige aus, und gebot ihm, vor Allem das Gestohlene zurückzugeben, damit er nicht, indem er seinem Sohne die Gesundheit verschaffe, seine eigene Seele in Schaden bringe. Er that es und der Knabe wurde gesund.

4. Joseph von Kopertino, oder: die Gabe der Geistesunterscheidung.

Der heilige Joseph von Kopertino erkannte leicht, wenn ein Priester am Tage sein Brevier nicht gebetet hatte; er empfing einen solchen mehr als einmal mit den Worten: Breviarium clamat contra te de terra! Heuchler mochten ihn daher nimmer täuschen; keine schlechte Leidenschaft und kein Laster konnte sich vor ihm verbergen; in ihrer Nähe fühlte er sich sogleich in seinem Innern zerstört und getrübt, und die Art dieser Störung sagte ihm an, welche Art von Sünder er vor sich habe. Er wußte daher den Leuten, die mit ihm verkehrten, immer das Treffendste zu sagen, wenn auch äußerlich ihre Verhältnisse ihm ganz unbekannt geblieben; denn er erkannte, was sonst nur ihnen und Gott bekannt geworden. Als Battista Mozzi in seinem Noviziate eine Generalbeichte abzulegen Willens war, berieth er sich deßwegen mit Joseph, und dieser meinte, wenn er nicht jede seiner Sünden genau aufschreibe, werde er nicht zum Ziele seines Vorhabens gelangen. Der Jüngling that, wie ihm gerathen worden; wie er aber zu Ende gekommen, wurde er bedenklich und verwirrt, und nahm noch einmal seine Zuflucht zu Joseph. Dieser las mit ihm das Blatt, auf dem die Sünden aufgeschrieben waren, durch, und bemerkte dann jedesmal im Lesen: Mein Sohn! diese Sünde da war nicht dieser Art, sondern also; diese andere ist ausgelassen; warum hast du hier nicht diese Sünde hingesetzt, die du an dem und dem Orte verübt hast? und so ändernd, zusetzend, hinwegnehmend, brachte er Alles auf die rechte Wahrheit zurück. So machte der Jüngling eine gute und vollkommene

Beichte, aber voll Erstaunen sagte er hernach zu seinem Novizenmeister: Pater, Wunder! wißt ihr, daß S. Joseph die Sünden, die ich in der Welt und an Orten, wo er nie gewesen, begangen habe, besser weiß, als ich? Aehnliches begegnete auch Andern mit ihm; sowie er denn auch sogleich wußte, ob die, welche ihm nahten, ihn haßten oder liebten. Ein Noviz hatte unter der Terz an den Garten und seine Früchte gedacht; diesem wiederholte er lächelnd seine innerlichen Worte: Heute will ich auf jenen Feigenbaum steigen, und da will ich einmal rechtschaffen essen! Auch die guten Thaten Anderer blieben ihm nicht unbekannt, und es freute ihn, davon zu reden; so z. B. als er einer Frau beim Ausgange aus der Kirche dankte, weil sie in ihr für ihn gebetet hatte. Alle, die ihr Gewissen beschwert wußten, naheten ihm daher mit Aengsten.

5. St. Dominik, oder: die Sprachengabe.

Die Gabe, die beim Pfingstfeste den Aposteln zu Theil ward, ist auch später nicht selten gespendet worden. In St. Dominikus Leben wird berichtet, der heilige Mann sei, auf der Reise von Toulouse nach Paris, in Pierre d'amour angelangt, habe dort in der Kirche der heiligen Jungfrau die Nacht wachend zugebracht, und dabei den Bruder Bertrand, den ersten Provinzial der Provinz, zum Gefährten, so der Reise, wie der Andacht gehabt. Am andern Morgen, als beide ihres Weges weiter gezogen, seien ihnen reisende Deutsche begegnet, die, als sie wahrgenommen, wie er Psalmen und andere Gebete mit dem Gefährten abgebetet, sich ihnen in Andacht beigesellt, und vier Tage lang, so oft sie an einen Ort der Einkehr gekommen, die Reisegenossen zu ihrem Mahl geladen und auf's Beste sie gehalten hätten. Am vierten Tage habe der Heilige darauf seufzend zu seinem Gefährten gesagt: Wahrlich, Bruder, ich finde mich in meinem Gewissen beschwert, daß wir am Irdischen dieser Fremdlinge Theil haben, und ihres Geistigen uns nicht annehmen. Gefällt dir's also, dann laß uns niederknieen, und zu Gott flehen, daß er uns Kenntniß ihrer Sprache gewähre, damit wir deutsch reden und den Herrn Jesum ihnen verkündigen können. Sie thaten also und begannen sogleich zum Erstaunen der Fremdlinge deutsch zu sprechen, und unterhielten sich nun fortan noch vier Tage lang mit ihnen über den Erlöser und

Sein Reich in manigfachen Reden. Als sie endlich nach Orleans gekommen, trennten sich die Deutschen von ihnen, nachdem sie sich ihrem Gebete aufs ehrerbietigste empfohlen hatten.

6. St. Vincenz Ferrerius oder: die Sprachengabe.

St. Vincenz Ferrerius, als er auf seinen Reisen durch viele Provinzen das Wort Gottes predigte, und dabei seiner Muttersprache, nach valenzianischem Dialekte sich bediente, wurde von allen, die ihn hörten, vom Knaben bis zum Aeltesten, Männern wie Frauen, vollkommen verstanden, als hätte er in ihrer Sprache sie angesprochen. Griechen, Deutsche, Sarden, Ungarn und Andere von anderwärts, die nur ihre eigene Sprache kannten, hatten seine Predigten angehört, und bekannten hernach, sie hätten jedes Wort verstanden, nicht anders, als wenn sie es in ihrer eigenen Sprache vernommen hätten.

So predigte auch der heilige Antonius von Padua zu Rom allem Volke, das dort der Indulgenzen wegen versammelt war; Alle verstanden ihn, wie hernach Viele bezeugten, in dem Idiom, in welchem sie erzogen waren.

7. Franz Xaver oder: die Sprachengabe.

Der heilige Franz Xaver redete die Sprache mehrerer Völker, denen er das Evangelium zu predigen ausgegangen war, so zierlich und fertig, als wäre er bei ihnen erzogen und geboren worden. Es begab sich mehrmal, daß, wenn Leute verschiedener Nationen zugleich ihn predigen hörten, Jeder in seiner Sprache ihn verstand, was sowohl die Verehrung vor ihm erhöhte, als auch seinen Worten mehr Eingang verschaffte.

Dasselbe wird von Aloisius Bertrandus, Martinus Valentinus und Andern berichtet.

8. Heinrich Dilson oder: die Gabe der Weisheit.

Heinrich Dilson trat in den Jesuitenorden, zeigte sich aber so stumpf und gedächtnißschwach, daß er nichts Geistiges zu erlernen vermochte. Als er aber eines Tages im höchsten Schmerze deßwegen vor einem Bilde der Jungfrau niedergeworfen lag, und ihr Leib und Seele und alle seine

Kräfte auf immer geweiht hatte, wurde er mit einemmale so gedächtnißstark, daß er ganze Predigten behalten, und nach Jahren noch vortragen konnte; dabei so einsichtig in göttlichen Dingen, daß die tiefsten Theologen des Ordens urtheilten, er schöpfe wie aus dem gründlichsten Brunnen seine wunderbaren Erklärungen.

9. Osanna oder: die Gabe der Wissenschaft.

Sylvester von Ferrara aus dem Predigerorden erzählt von der seligen Osanna von Mantua, als ihr Beichtvater, folgende merkwürdige Geschichte: In ihr war schon seit lange eine große Begierde entstanden, daß sie doch wenigstens einigermaßen lesen und schreiben lernen möchte, um aus den Schriften der Heiligen Beispiel und Anleitung zu einem frommen Leben zu ziehen, und durchs Lesen geistlicher Bücher ihr Gemüth zu ergötzen. Allein sie hatte ihren Vater oft sagen hören: es sei gefährlich, ja unschicklich für Frauen, sich mit dergleichen abzugeben, weil es nur allzuoft zu ihrem Verderben und zum Schimpf ihres Hauses ausgeschlagen, weßwegen er es sich auch vorgesetzt, seine Töchter davon abzuhalten, und darum hatte sie es nie gewagt, ihn zu bitten, daß er sie in dieser Wissenschaft unterrichten lasse. Aber stark im Glauben und reich an Hoffnung, wie sie war, hatte sie in dieser Angelegenheit ihr Gesuch vor einem Bilde der Jungfrau angebracht, und die Kunstfertigkeit von ihr als Gabe sich erbeten. Sie war einige Tage hindurch unermüdet im Gebet verharrt, um von ihr zu erlangen, was sie sich sehnlich wünschte; es wollte ihr aber nicht damit gelingen. Eines Tages jedoch hatte sie sich vorgenommen, nicht abzulassen, bis ihr gewährt worden, worauf ihr Verlangen stand; und sie war niedergekniet vor dem Bilde mit dem Vorsatze, nicht wieder aufzustehen, bis sie Erhörung gefunden. Da sie nun mit ungewöhnlicher Inbrunst dem Gebete sich hingegeben, war sie nach langer Vertiefung in ihrer Andacht verzückt geworden, und als sie wieder zu sich gekommen, erblickte sie in ihrer Hand, in zierlicher Schrift die Worte Jesus — Maria, die sie anschauend mit solcher Leichtigkeit las, wie Einer, der auf's Beste lesen kann. Als sie aber gelesen, verschwand die Schrift sogleich aus ihren Augen. Sie war nun ungemein erfreut, daß sie also ihres lang gehegten Wunsches theilhaftig geworden, und dankte der Geberin dafür

auf's allerbeste. Da sie nun einmal den Weg zur Meisterin gefunden, nahm sie alle Tage irgend ein Buch, etwa von geistlichen Liedern unter den Arm, wie ein Kind, das zur Schule geht, und kniete mit ihm nieder vor dem Bilde. Hatte sie erst ihr Gebet verrichtet, dann öffnete sie das Buch; und wenn sie nun ihre Augen darauf richtete, las sie so leicht, als hätte sie Jahre lang auf den Schulbänken gesessen. Auf diese Weise wurde sie bald der ganzen Arbeit Meister; und sogar, wenn ihr ein lateinisches Buch in die Hände kam, deutete sie seinen, wenn auch verhüllten und dunklen Sinn, mit großer Leichtigkeit, ohne daß sie es von irgend Jemand gelernt. Mit der Feder wußte sie auch die Züge der Buchstaben leidlich zu schreiben; ihrem Leben sind vierzig Briefe beigefügt, die sie nach und nach ihrem Beichtvater geschrieben.

10. Gregorio Lopez oder: die Gabe der Wissenschaft.

Im Leben des Einsiedlers Gregorio Lopez sind über den Gang, den seine geistige Entwicklung in der Einsamkeit genommen, merkwürdige Thatsachen aufgeschrieben, an denen sich die Fruchtbarkeit der Verbindung guter Anlage mit innerer Erleuchtung erkennen läßt. Gregorio war 1542 in Madrid, wie es scheint, von edeln, aber unbekannten Eltern geboren, hatte in früher Jugend sechs Jahre bei einem Einsiedler in Navarra zugebracht, dann von den Eltern wiedergefunden, war er nach Valladolid an den Hof gesendet worden, und hatte dort mehrere Jahre als Page gedient. Darauf trieb ihn der Geist in seinem zwanzigsten Jahre 1562 nach Mexiko, von da zur Stadt Zakatekas zu gehen, und dann im Thale Amajak, mitten unter den wilden, grausamen Chichimeken sich eine Hütte zu erbauen, und dort in großer Geduld und Armuth 3—4 Jahre zu leben; worauf er später nach dem Lande von Guasteka zog, und von Kräutern und Wurzeln, wie sie die Erde hervortrieb, viele Jahre lebte. Dann brachte er im Hospital von Guastepek mehrere Jahre zu, bis ihn eine gefährliche Krankheit nöthigte, nach Mexiko zurückzugehen, in dessen Nähe bei St. Foi er dann eine neue Einsiedelei bezog, in der er endlich 1596 gestorben ist.

In steter Uebung, die ein so lange fortgesetztes Stillschweigen möglich machte, hatte dieser Mann es zu einer

wunderbaren Herrschaft über sich selbst, zu einer tiefen Innerlichkeit, und zu einer Ruhe, Heiterkeit und Einfalt, in Sammlung und Fassung aller Kräfte gebracht, die in Haltung und Lebensart, sowie in der gedrängten und dabei immer treffenden Kürze seiner Rede ihren Ausdruck gefunden. Er hatte in seiner Jugend weder Latein gelernt, noch einigen Unterricht in den sogenannten liberalen Wissenschaften genossen; aber Alles wurde ihm in seiner Einsamkeit reichlich auf dem Wege der Gnade ersetzt. Von Jugend auf war er begierig gewesen, zum Verständniß der heiligen Schriften zu gelangen. Um sich nun seinerseits die nöthige Vorbereitung zu geben, hatte er in Guasteka sich entschlossen, sie ganz auswendig zu lernen; und verwendete nun vier Jahre lang jeden Tag vier Stunden zur Ausführung dieses Vorsatzes. In beständiger Einigung mit Gott sich haltend, erhielt er von ihm die dazu nöthige Kenntniß der lateinischen Sprache, und so gelang es ihm damit bis zu einem erstaunungswürdigen Grade. Wenn er irgend einen Theil oder eine Stelle der Schrift im Spanischen deutete, dann schien es den Zuhörern, als sei sie in dieser Sprache geschrieben; er wußte sie Wort für Wort so auswendig, daß, wenn von einer Stelle die Rede war, er sie sogleich aus dem Gedächtniß zitirte; oder wenn ein Anderer etwas vorbrachte, was in ihr sich finden sollte, aber in Wahrheit nicht in ihr enthalten war, oder auch etwas, was wirklich in ihr geschrieben stand, anders angab, dann wußte er den Irrthum auf der Stelle zu berichtigen. Er hatte dabei ein solches Verständniß ihres Inhaltes, daß er die schwierigsten Stellen mit einer Klarheit und Einsicht zu deuten wußte, daß seine Deutung sogleich als die einzig richtige den Zuhörern sich bewährte. Viele Theologen besuchten ihn aus dieser Ursache, gelehrte Jesuiten und Andere. Alle gingen voll Erstaunens von ihm, und Manche unter ihnen änderten, nachdem sie ihn gehört, lange gehegte Ansichten. Dominik Salazar, später Erzbischof in den Philippinen, sagte einst nach einem solchen Besuche zu Dreien seiner Gefährten: Was ist doch dieses, daß wir, die wir unser ganzes Leben mit Studiren zugebracht, noch lange nicht so viel wissen, als dieser junge Weltliche? Ueber die Apokalypse hatte er einem gründlichen Theologen so viel Tiefes gesagt, daß dieser ihn bat, ihm das Gesagte aufzuschreiben. Er that es in weniger als

acht Tagen, ohne daß er im Schreiben einen Buchstaben geändert; Alle, die die Schrift gesehen, bewunderten sie, und erkannten sie für ein Werk eingegossener Wissenschaft.

Außer der Bibel hatte er aber auch noch andere Bücher aus der Kirchen- und Profangeschichte gelesen: er liebte solche Bücher sehr, und suchte sie sich von überall her zu verschaffen; man lieh sie ihm gern, und er las dann in drei bis vier Tagen ganze Bände durch. Seine Art zu lesen war sehr sonderbar, und konnte für übernatürlich gelten. Denn er las wohl manchmal ein Buch in zehn Stunden, wozu ein Anderer mehr als einen Monat gebraucht hätte; und der Grund lag keineswegs in seiner leichten Fassungskraft und in seinem guten Gedächtnisse. So las er die Schriften der heiligen Theresia in etwa zwanzig Stunden, und von da an wußte hiernach kaum irgend ein Anderer so haarscharf Alles, was sie enthielten. Sein Lebensbeschreiber hatte darüber viele Erfahrungen gemacht. Als er ihm einst einige Stellen aus diesen Büchern anführte, fuhr er fort, sie her zu sagen, als läse er sie; und er konnte nicht müde werden, den Geist dieser Heiligen zu rühmen und zu bewundern.

Indem er Alles in seinem innern Lichte angeschaut, war ihm eine große, weitumfassende wissenschaftliche Einsicht aufgegangen. Er kannte die alte Geschichte auf's gründlichste, alle Zeiten und Geschlechter, alle Völker mit ihren Sekten, Gewohnheiten und Künsten waren ihm stets gegenwärtig; er ersah ihre Bezüge auf das Volk Gottes und sprach von Allem, als ob es gegenwärtig vor ihm stehe. Er kannte alle Weissagungen der Sibyllen vor dem Erlöser, das Leben der Apostel und ihrer Jünger, so wie aller Päpste bis auf Klemens VIII., unter dessen Pontifikat er gestorben; und wußte ebenso das Leben aller Ordensstifter, so wie auch aller Häresiarchen zu erzählen, und die Schicksale ihrer Lehren auszulegen; wie er denn auch die ganze Geschichte aller Kaiser bis auf Karl V. vollkommen inne hatte. Nicht minder war er gründlich unterrichtet über Alles, was Mahomed betraf, das Aufkommen und die Fortschritte seiner Lehre, und das Wesen der Völker, die sich dazu gehalten. Wieder kannte er bis zum Grunde die alte Götter- und Heroenlehre, und wie es gekommen, daß die Völker zum Christenthume übergetreten, und er hatte sich kurze Chronologien aufgesetzt. In

der Astronomie, Kosmographie und Erdkunde war er so erfahren, daß es schien, er habe Himmel, Erde und Meer ausgemessen. Er hatte mit eigener Hand eine Erdkugel und eine große Erdkarte sich verfertigt, zierlich, wie gestochen, geschrieben, und so genau, daß Kunstverständige sie bewunderten. Nach einem Streite mit dem Steuermanne eines Schiffes, der behauptet hatte, der Polarstern stehe fest, machte er diesem ein Instrument, das ihn klärlich seines Irrthumes überführte. Er hatte eine so spezielle Kenntniß von den Völkern und Provinzen, daß er von allen ihre geographische Lage, Städte, Flüße, Bevölkerung, Produkte leicht angab. Ebenso gründlich war seine Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers und er sagte seinem Lebensbeschreiber oft Dinge, die ihn in Erstaunen setzten. Auch mit der Heilkunde war er vertraut, und als er im Krankenhause von Guastepek lebte, schrieb er ein Buch, worin er eine Menge einfacher Heilmittel für die Armen aufzeichnete, das noch vorhanden, und nach dessen Anleitung man in Folge ans Wunderbare grenzende Heilungen gemacht. Er hatte sich zu diesem Zwecke mit den Eigenschaften, Tugenden und Heilkräften der Pflanzen bekannt gemacht, und wußte sogar ihnen Kräfte mitzutheilen, die sie nicht an sich selbst gehabt. So hatte er in seinem kleinen Garten zu St. Foi einen Boratsch, ganz weiß von Blüthen und im Stamme mit der stärksten Bitterkeit durchdrungen, sich gezogen; was ihm gelungen, indem er die junge Pflanze mit Engelwurz, Amber und andern Dingen begossen. Alles das hinderte ihn indessen nie an der Hauptsache, die er zum Geschäfte seines Lebens gemacht; und als man ihn darüber einst fragte, ob alle die Dinge ihn nicht zu sehr zerstreuten, erwiederte er: Ich finde Gott in allen, in den kleinsten, wie in den allergrößten.

11. Thomas von Aquin oder: die Gabe der Wissenschaft.

Deutlicher noch als bei diesem Einsiedler tritt die Gnade in allen drei Formen hervor beim heiligen Thomas von Aquin, jenem fruchtbaren Denker, der gleich Salomo von der Ceder auf dem Libanon bis zum Hyssop, der an den Wänden wächst, Alles in den Kreis seiner geistigen Thätigkeit hineingezogen. Schon als er Magister der Theologie werden sollte, hatte er ein Gesicht, das seiner Disputation zum Text, seinem Leben aber zum treffenden Symbolum den 13. Vers

des 103. Psalmes aufgegeben: Rigans montes de superioribus tuis, de fructu operum tuorum satiabitur terra (du bewässerst die Berge von oben herab, von der Frucht deiner Werke wird voll die Erde). Er machte wahr, was ihm hier vorbedeutet worden, und schrieb von da an bis zu seinem Tode im Verlauf von etwa zwanzig Jahren jene übergroße Masse von Schriften, voll des reichsten und tiefsten Inhaltes, deren gründliches Studium von dem Geübtesten schwerlich in kürzerer Zeit vollendet werden möchte. Bei der Abfassung dieser Bücher war er beinahe anhaltend außer sich; die um ihn waren, wußten beinahe bei jedem Buche zu erzählen, welche Gesichte ihm dabei zu Theil geworden. Sie hatten dabei mehr als einmal Gelegenheit, zu erstaunen, wenn sie wahrnahmen, wie er bisweilen zu gleicher Zeit drei Schreibern über verschiedene Gegenstände in die Federn diktirte, so daß es überall schien, als käme sein Wissen wie aus dem Quell göttlicher Fülle in einer Strömung auf sein Haupt herab, und er theile den Strom dann nur in vielen Adern in seine Bücher aus. Einer von diesen seinen Schreibern, der Bretone Evenus Garuith, bezeugte sogar: als er einst ihm und zwei andern diktirt, und endlich ermüdet eingeschlafen, habe er auch im Schlafe zu reden, er aber zu schreiben fortgefahren, und also die angefangene Materie fortgesetzt, so daß gar wohl an ihm wahr geworden das Wort: Ich schlafe, aber mein Herz wacht.

Er besaß aber die Gabe des Gebetes in einem ungemein hohen Grade, und richtete dasselbe vorzüglich ans Altarssakrament, weßwegen er auch während der heiligen Messe oft in Verzuckung fiel. Außer der Zeit, die er kurzem Schlafe und den übrigen Lebensbedürfnissen gönnte, hatte er alle übrige dem Gebete, dem Predigen, Nachdenken, Lesen und Arbeiten zugetheilt, und diese Ordnung führte ihn besonders zur Nachtszeit, häufig in die Kirche, wo er, vor den Altären niedergeworfen, erlernte, was er hernach der Schrift anvertraute. Bruder Rainald lange Zeit hindurch sein unzertrennlicher Genosse, pflegte darüber oft unter vielen Thränen nach dem Tode des Heiligen seinen Ordensgenossen zu erzählen: Brüder! mir hat es mein Meister bei seinen Lebzeiten untersagt, die Wunder, die ich an ihm gesehen, bekannt zu machen; worunter das auch gewesen, daß er sein wundersames Wissen nicht durch eigene Anstrengung, sondern

durch Gebet erlangt. Denn so oft er zu studiren, disputiren, lesen, schreiben oder zu diktiren sich vorgesetzt, begab er sich zuerst ins Gebet, und vollbrachte es unter vielen Thränen, um göttlichen Beistand zu erlangen. Es wurde ihm gewährt, wie er gewünscht, so daß, wenn er ungewiß niedergeknieet, er wohl unterrichtet aufzustehen pflegte. Als er, fuhr Rainald fort, über Isaias schrieb, und die tiefsten Geheimnisse des Propheten erklärte und deutete, kam er an eine Stelle, deren Verständniß ihm nicht zu seiner Zufriedenheit gelingen wollte. Er hatte darum mehrere Tage lang unter Fasten und Beten sich geängstigt. Endlich wurde ihm, was er in solcher Beharrlichkeit gesucht; und als er bei nächtlicher Weile zu Bette gegangen, hörte ich ihn reden, ohne zu vernehmen, mit wem; ich vernahm nur den Laut, ohne den Gegenstand, über den geredet wurde, zu erkennen. Wie das Gespräch aufgehört, rief Thomas: Sohn Rainald, stehe auf, zünde ein Licht an, nimm die Bogen, worauf du zuvor über Isaias geschrieben, und bereite dich aufs neue zum Schreiben. Der Bruder that, wie er ihm geheißen, und nachdem er lange an dem geschrieben, was der Heilige mit solcher Leichtigkeit diktirte, als ob er es aus einem Buche abläse, sagte ihm Thomas nach wohl einer Stunde: Gehe nun zur Ruhe, mein Sohn! denn es bleibt noch viele Zeit dazu. Dieser, weil eine große Begierde in ihm erwacht, das Geheimniß des Meisters zu verstehen, das ihm durch die vernommene Rede angedeutet worden, warf sich ihm unter Thränen zu Füßen und sagte: Ich werde von dieser Stelle nicht wieder aufstehen, du habest mir denn zuvor gesagt, mit wem du diese Nacht geredet; und er beschwor ihn deßwegen sehr im Namen Gottes des Herrn. Thomas weigerte sich lange, sagend: Sohn! es ist dir nicht vonnöthen, dieß zu wissen. Da ihn jener aber immer stärker beschwor, mußte er endlich, damit es nicht scheine, als verachte er den Namen Gottes, bei dem er aufgefordert wurde, sich entschließen, die Wahrheit zu gestehen. In Thränen ausbrechend, sagte er daher: Mein Sohn! du bist in diesen Tagen Zeuge meiner Betrübniß gewesen, um des Zweifels willen, den ich über diese Stelle gehabt, deren Deutung ich mir von Gott erfleht. Dieser hat nun heute meiner sich erbarmt, und die Apostel Petrus und Paulus mir gesendet, durch die ich Ihn gebeten, und die mich nun in Allem aufs Beste unterrichtet. Aber um Gottes willen

gebiete ich dir, dieß bei meinem Leben Niemanden zu offenbaren.

Ueber die Geheimnisse der Eucharistie hatte auf der Schule in Paris unter den dortigen Lehrern eine Streitfrage sich erhoben; und Alle hatten sich zuletzt dahin vereinigt, die Entscheidung dem oft bewährten Urtheile des heiligen Thomas anheimzustellen. Er hatte die Sache auf sich genommen, und in seiner Art sie zu Ende geführt; wollte aber die Arbeit der Schule nicht vorlegen, bis er die Gutheißung des Werkes durch Den erlangt, von Dem hier die Rede war. Er trat daher zu dem Altare, breitete auf demselben die Schrift vor Ihm, als vor seinem Meister aus, und die Hände zum Gekreuzigten erhoben, sprach er: O Herr! Der Du wahrhaft in diesem Sakramente zugegen bist und die Werke wunderbar wirkst, um die ich Dich befrage; ich bitte Dich inständigst: ist wahr, was ich aus Dir und von Dir geschrieben, dann gestatte mir, es auszusprechen und zu verkündigen. Habe ich aber etwas niedergeschrieben, was Deinem Glauben zuwider, und dem Geheimnisse dieses Sakramentes fremd ist, dann verhindere, daß es nicht auskommen möge. Einige der Brüder waren ihm, als er zur Kirche gegangen, gefolgt, um auf sein Thun Acht zu haben, und sahen nun plötzlich den Herrn über der Schrift stehend, und hörten ihn sagen: Wohl hast du über dieses mein Sakrament geredet, und die dir vorgelegte Aufgabe wohl gelöst, so viel es im irdischen Leben verstanden, und menschlicher Weise ausgelegt werden mag. Den Fragenden aber sahen sie, durch dieses Gesicht außer sich gesetzt, eine Elle hoch über der Erde schweben. Erstaunt eilten sie zum Prior, und riefen ihn mit noch andern Brüdern zum Zeugniß des Wunders herbei; Alle kamen und sahen und erzählten es in der Folge vielen Andern; darunter auch Bruder Martinus Scola aus Hispania, der seinerseits wieder Zeugniß darüber ablegte.

12. Vinzentius Ferrerius oder: die Gabe der Weisheit.

Der heilige Vinzentius Ferrerius, dieser unermüdete Mann, hat von 1398 bis 1419 nicht blos fast alle Provinzen seines Vaterlandes Spanien durchwandert, sondern auch Südfrankreich durchzogen, und dann über Savoyen und Burgund gegen Flandern, die Picardie, Normandie, Poitou und die Bretagne sich gewendet. Darauf ist er gegen die

Lombardei gegen Genua gezogen und gegen Toskana hinunter, bis er, von seinem Könige abberufen, wieder nach Spanien zurückkehren mußte. Dann, als ihn Heinrich V. von Lankaster nach England eingeladen, besuchte er auch diese Insel, und ging bis Schottland hinauf und nach Irland hinüber. Wohin er sich wendete, zogen ihm Fürsten, Prälaten und der ganze Klerus unter Gesängen entgegen, und er ritt dann in aller Demuth in Mitte des Prachtzuges daher. Kam er in eine Stadt, dann mochte in den Stunden, wo er predigte, kein Handwerker bei seiner Arbeit zurückbleiben; die öffentlichen Lehrer unterbrachen ihre Vorträge, und so groß war das Verlangen ihn zu hören, daß kaum die Kranken zu Hause gehalten werden konnten. Er selber war in seinem Werke rastlos bemüht; nur fünf Stunden pflegte er dem Schlafe zu widmen, dann las er Messe und ging sofort ans Tagewerk. Er war immer und überall von großen Volksmassen begleitet, oft an 80,000, die gekommen um ihn zu hören, oder unter seiner Leitung Uebungen anzustellen. Für die Bedürfnisse aller dieser Leute hatte er gesorgt durch die Priester, die er aus verschiedenen Orden dazu erwählt, die Beicht saßen, den Gottesdienst abhielten, Bußzüge anordneten, und die Almosen unter die Bedürftigen austheilten, während Notare im Zuge sich befanden, um bei Aussöhnungen, die er herbeigeführt, sogleich die nöthigen Dokumente auszufertigen. Und so eindringend war sein Wort, daß man die Zahl der Lasterhaften, die er bekehrte, auf 100,000 berechnete, von denen manche zuvor in ihrer Zerknirschung vor allem Volke ein Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. In Spanien allein brachte er mehr als 25,000 Juden zum christlichen Glauben, und weihte viele Synagogen in Kirchen um; wie er auch 8000 Sarazenen eben dort bekehrt. Viele Klöster, Kirchen, Hospitäler, Brücken wurden an vielen Orten auf sein Zureden erbaut. Alle Städte, die er durchwandert, gaben Zeugniß von der Macht seines Wortes, um die Gemüther zu versöhnen; nicht zu zählen waren die Fälle, in denen er den Lauf alter Blutrache unterbrochen und der blutigen Folge von Wechselworten Grenzen gesetzt. Die Zahl der Buhlerinnen, Kuppler, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gotteslästerer, die er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen gebracht, wird allein auf 40000 angeschlagen, und es war kein Wunder, daß er solche Wirkung hervorbrachte;

denn mit der Heiligkeit des Lebens verband er jene gewaltige Beredsamkeit, die ebenso durch den Ernst des Inhaltes, wie durch den Glanz des Vortrages ausgezeichnet war, so daß alle, durch seine Feuerreden angeregt, nicht einen Menschen, sondern einen Engel des Himmels zu hören glaubten; wie denn auch Manche die Engel während der Rede um ihn geschäftig erblickten. Alles, was er vorbrachte, war auf die heilige Schrift und das Zeugniß heiliger Männer gegründet; und da er alle diese Zeugnisse immer gegenwärtig im Gedächtnisse hatte, überraschte sein Vortrag die Hörer durch seinen Reichthum, während er sie durch die einwohnende Kraft erschütterte. Sein Organ war dabei also beschaffen, daß es ihm ganz nach Willen gehorchte, und nach dem Bedürfnisse des Augenblicks scharfe, ernste, weiche, immer ergreifende Töne ihm zu Gebote stunden, so daß er kaum sprach, ohne seinen Zuhörern Thränen zu entlocken; dann aber, wenn er vom jüngsten Gerichte, von den Leiden des Herrn oder den Höllenstrafen redete, alles Volk in ein solches Schluchzen und Weinen ausbrach, daß er oft lange Zeit inne halten mußte. Vielen erschien das dabei wunderbar, daß, da die Zahl der Hörer meist so groß war, daß viele sehr weit von ihm stehen mußten, doch diese nicht weniger deutlich als die nähern ihn verstanden. Auch das war ein Wunder an ihm, daß er, den Aposteln gleich, die Gabe der Sprachen hatte. Da er nämlich so viele Länder durchzog und immer in seiner Muttersprache, dem Dialekte von Valencia, redete, verstanden ihn doch alle Wort für Wort, als sei er in eines Jeden Vaterland geboren. In Genua hörten ihn Griechen, Teutsche, Sarden, Ungarn und Andere, die nichts als ihre Muttersprache kannten, und doch am Ende der Predigt laut Zeugniß gaben, daß sie jedes Wort verstanden, als hätte er in ihrer Sprache geredet. Viele Einsichtige unter seinen Zeitgenossen, wenn sie seine Gaben und die Löblichkeit und Frömmigkeit seines ganzen Lebens erwogen; wenn sie die um ihn sich drängenden Massen des Volkes betrachteten, das sich glücklich schätzte, ihn nur zu sehen, und überglücklich Jeden pries, dem es gegönnt war, ihm die Hand zu küssen; wenn sie die Werke ins Auge faßten, die er wirkte, die ungemeine Macht über die Gemüther, die ihm gegeben war; wenn sie die Wunderzeichen, die von ihm ausgingen, überlegten, urtheilten daher: nach den Apo-

steln der frühesten Zeit sei Keiner gewesen, der ihm gleichgekommen, viel weniger aber Einer, der ihn übertroffen. Sie hatten wohl nicht Unrecht; denn Keiner hatte vielleicht in solchem Umfange von dem Versprechen Gebrauch gemacht, das dort Jedem gegeben worden, so er den gleichen Glauben mitbringe, werde er Gleiches, ja noch Größeres zu üben vermögen. (Herbst I.)

13. Die Gabe der Weissagung.

a. Der heilige Antonius von Padua.

Der heilige Antonius von Padua pflegte vor einem weltlich und fleischlich gesinnten Notarius, so oft er ihm begegnete, die Kniee zu beugen, und wie dieser ihn endlich zürnend deßwegen angeht, gibt er die Antwort: Gern hätte ich mich dem Märtyrthum hingegeben; von dir nun ist mir offenbart, daß du ein herrlicher Märtyrer zu werden bestimmt bist. Der Notar lachte damals über diese Rede, die aber doch nach einiger Zeit in Erfüllung ging. (Herbst I.)

b. Der heilige Vinzentius.

Einer der wirksamsten Prediger der katholischen Kirche war der Dominikaner Vincentius Ferrerius, aus Valencia in Spanien. Der allgemeine Ruf, in welchem er bei dem Volke stand, weckte den Neid eines Paters in einem andern Orden; darum erdichtete er Laster auf Laster, in denen der berühmte Prediger leben sollte, und brachte eine Rotte von Verläumdern zusammen, die es sich zur Aufgabe machte, den Mann Gottes um die Liebe und Treue des Volkes zu bringen. Diesem wurde bald genug berichtet, was die Neider Alles über ihn in Umlauf setzten; allein er ließ es als eine göttliche Schickung ruhig über sich ergehen, und vertheidigte sich auch nicht mit einem einzigen Worte. Und gerade dieses Schweigen war es, was den verläumderischen Pater überwand. Gottes Strafgericht über diesem heiligen Schweigen fürchtend, ging er in sich, bekannte seine Schuld und bat den Gekränkten um Vergebung. „Verschone, o Diener Gottes, verschone den Gottlosen, der sich wider dich und deine himmlische Lehre verschworen und viele Laster wider dich erdichtet und verbreitet hat. Nun aber komme ich demüthig zu dir, mich tröstend, du werdest um Christi willen mir die Verzeihung nicht versagen. Denn ich bekenne, daß ich sehr

übel gethan und sowohl Gott als dich höchlich erzürnt habe." Darauf sprach der Heilige: „Das ist dir von Gott eingegeben, daß du heute zu mir kommst. Säume nicht, für das Heil deiner Seele zu sorgen, gehe eilends zu einem Priester und beichte alle deine Sünden, denn es währt nicht lange, so wirst du sterben." Erschrocken ob dieser Rede ging der Pater zur Beichte, kam wieder, bat abermal um Verzeihung und begehrte vom Heiligen den Segen. Vincentius segnete ihn und gab ihm weinend den Friedenskuß. Getröstet kehrte der Pater in sein Kloster zurück. Kaum war er da eingetreten, so fiel er urplötzlich nieder und starb des jähen Todes, den ihm der heilige Vincentius geweissagt hatte. (Herbst I.)

14. Die Gabe der Heilungen.

Salvator ab Horta.

Die Gabe der Heilungen war auf besonders merkwürdige Weise dem Katalonier ab Horta zugetheilt. Er war als Laienbruder ins Kloster Rekollekten in Horta eingetreten, hatte im Noviziate eine strenge Ascese durchgemacht, und sich dabei durch Uebung aller Tugenden der Liebe und Barmherzigkeit gegen seine Ordensbrüder sowohl als gegen alle Weltlichen in einer Erstaunen erregenden Weise ausgezeichnet. Eine Art von Instinkt im Volk schien die ihm einwohnende Gabe früh entdeckt zu haben; denn kurze Zeit darauf, als er aus dem Noviziate getreten, strömten schon die Kranken und Presthaften in Horta zusammen, so daß einst zweitausend derselben sich im Orte zusammenfanden, die er alle, nachdem sie gebeichtet und zur Kommunion gegangen, durch den Segen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit heilte. Gleiche Wohlthat wurde viele Jahre hindurch andern solchen Haufen zu Theil, deren Zahl in der heiligen Woche zu vier-, beim Feste der Verkündigung auf sechstausend gestiegen. In Valencia kamen auf dem Platze vor dem Kloster St. Maria von Jesu einst mehr als 10,000 Menschen, vom Vicekönig bis zum Tagwerker herab, zusammen, um seinen Segen oder Heilung durch ihn zu erlangen. Man darf sich nicht einbilden, daß seine Ordensbrüder die Sache begünstigten; sie fanden vielmehr durch den Zudrang sich sehr belästigt, und brachten deßwegen bei dem Provinzial, als er das Kloster visitirte, ihre Klagen darüber an. Dieser, der

seinerseits der Sache auch nicht traute, berief den Verklagten, um ihn zu prüfen, in das Kapitel der Brüder, und redete ihn, der vor ihm auf den Knieen lag, mit Heftigkeit an. Ich hoffte dies Kloster, sprach er, in tiefem Frieden zu finden, und muß es nun durch deine Schuld im allerunruhigsten Zustande sehen. Dich, dich, Bruder Salvator, frage ich, wer dich ermächtigt, solcher Lebensweise dich zu unterfangen. Schämst du dich nicht, von den Leuten allumher die Worte zu vernehmen: Laßt uns zum Heiligen in Horta gehen! Da sie doch lieber sagen sollten: Gehen wir zum bösen Geist, der die Brüder in Horta stört? Ihr aber, ihr andern Väter, bemerkt ihr nicht, wie er euch schändet, indem er sich's allein anmaßt, Wunder zu thun, als ob ihr nicht eben so heilig wäret, wie er? Aber ich werde dafür sorgen, daß dein Name nicht ferner mehr genannt wird, und mit deinen Mirakeln auch all das Laufen ein Ende nimmt. Für jetzt gebiete ich, daß dir die Disciplin gegeben werde; dann sollst du fortan nicht mehr Salvator, sondern Bruder Alphons heißen, und mit diesem Briefe wirst du zu Mitternacht ungesehen dich nach Kloster Reuß begeben. — Salvator erwiderte kein Wort, eilte sogleich zur Kirche, sich vor dem Altare der Jungfrau im Gebete niederwerfend, und ging dann zur bestimmten Stunde mit einem Laienbruder durch die Haufen, die das Kloster neuerdings umlagerten, barfuß davon, die ganze Reise im Gebete vertieft. In Reuß angekommen, empfing ihn der Guardian vor dem versammelten Kapitel mit den Worten: Ich will diesen unruhigen Kopf, der durch seine Mirakel die Ruhe der Brüder stört, an einen Ort bringen, wo er mir keine Unruhe machen soll; führte ihn dann zur Küche, und schloß ihn mit den Worten ein: Hier koche den Brüdern und wirke, wenn du willst, deine Mirakel unter Schüsseln und Töpfen. Das Volk des Ortes aber, als der Morgen graute, gerieth, ohne daß man die Veranlassung wußte, in Bewegung, und stürzte, mehr als 2000 Menschen stark, auf's Kloster zu; Alle, besonders die Kranken, schrieen, daß man ihnen den Pater Salvator vorführe. Die Brüder, die nicht begriffen, wie die Sache ausgekommen, liefen bestürzt zum Quardian; dieser eilte in die Küche; während er aber dort den Knieenden aufs heftigste schalt, erbrach das Volk die Thüren, und der Quardian mußte sich entschließen, ihn der Masse vorzustellen, auf

die Bedingung, daß Alle ruhig in die Kirche sich verfügten. Da redete nun der heilige Mann die Versammelten in wenigen einfachen Worten an, segnete sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und ging dann wieder zur Küche. Die Menge der Krücken, Blinden und Stäbe, die die Geheilten in der Kirche zurückgelassen, bezeugten die Wirksamkeit des Segens; der Quardian aber, als er sie sah, sagte: Seht nur, mit welchem Gerümpel dieser Bruder die Kirche anfüllt, und sie in einen Stall verwandelt hat!

Eine Zeit lang war nun Ruhe; bald aber, als das Volk den Weg zu ihm wiedergefunden, gings in alter Weise. Der Provincial versetzte ihn daher in der Reihe herum nach Barcellona, Saragossa und anderwärts hin; überall wurde er schnell gefunden, erkannt und von den Kranken um Heilung angefleht. Wo er ging und weilte, war er wieder von ganzen Heeren von Presthaften umgeben, die unter Gezelten sich lagerten; so daß Daza, der Geschichtschreiber des Ordens, die Zahl derselben weder zu berechnen noch auszusprechen wagte, weil es allzu unglaublich scheinen würde. Um der Verehrung und dem Zudrange des Volkes in ganz Spanien, das die Gabe und die Heiligkeit seines Wandels wie durch Zauber an ihn zu binden schien, auszuweichen, war er zuletzt 1565 mit Pater Vincenz Ferri, dem Generalvisitator des Ordens, nach Sardinien übergegangen, und hatte sich nach Kapliari begeben, um im dortigen Kloster seine Wohnstätte zu nehmen. Doch blieb er derselbe, der er in Spanien gewesen: im Verkehr mit den Menschen offen und einfach, gegen sich selbst überstrenge; nie eine Zelle bewohnend, weil er die Nächte im Gebet in der Kirche zubrachte, und nur bei Tage zu kurzem Schlafe in irgend einem Winkel des Klosters sich anlehnte; sonst die Zeit mit Arbeit in Küche, Garten, am Thore, mit Almosen- und Segengeben zubringend; durch sein ganzes 47jähriges Leben die Reinheit unbefleckt bewahrend, oft hart versucht, in vielfältigen Versuchungen überaus geduldig und ergeben, gegen Arme und Kranke barmherzig ohne Gleichen, übereifrig in Bekehrung der Sünder, oft ekstatisch und besonders vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in Gegenwart von Tausenden in der Luft schwebend; vieler Gesichte gewürdigt, mit dem Geiste der Prophezie, der Kenntniß geheimer Dinge und zudem mit der Herrschaft über die Elemente ausgerü-

ſtet, ſo war er in ſeiner Einfalt das Wunder ſeiner Zeit. Drei Todte brachte er ins Leben zurück, nebſt vier Andern, die ſchon in den letzten Zügen lagen. Drei und zwanzig Lahme wurden von ihm durch das bloße Kreuzeszeichen aufgerichtet. Dreihundert, die vom Mutterleib an taub und ſtumm gewesen, erhielten Sprache und Gehör wieder. Unzählige Beſeſſene wurden von ihm befreit, wie er auch zahlloſen Blinden das Augenlicht zurückgegeben, obgleich die Akten ſeiner Heiligſprechung nur dreißig dieſer Fälle aufgenommen. Dieſelben Akten erwähnen eines Mädchens, das mit dem Geſichte rückwärts gewendet geboren worden, und als er es mit dem Kreuzzeichen bezeichnet hatte, ſogleich in die rechte Richtung nach vorwärts gebracht wurde. Tauſende mit Brüchen Behaftete erhielten durch ihn ihre Heilung; Bucklichte, Hinkende, an Krämpfen, Schwinden, Flechten, Stein, Krebs oder Elephantiaſis Leidende, kurz Kranke aller Art erfreuten ſich durch ihn ihrer Geſundheit wieder. Nachdem zuletzt ihm, der ſo vieler Menſchen Leben gerettet, die eigene Todesſtunde offenbart worden, bereitete er ſich aufs allerbeſte zum Abſcheiden, und entſchlief 1567 ſanft, das Kruzifix mit brennendem Affekt ans Herz gedrückt, und noch nach ſeinem Tode wollten die Wunder nicht aufhören. (Herbſt I.)

15. Wunderſamer Verkehr mit Thieren.

a) Roſa von Lima.

Roſa von Lima zog Blumen, Kräuter und Bäume in den Kreis ihres heiligen Lebens und unterhielt auch mit den gemeinſten Thieren einen geheimen Verkehr. Die Hütte, die ſie ſich im Garten gebaut, ſtand an einem feuchten Orte, darum hielten ſich die Schnacken daſelbſt gern auf. Tauſende flogen da herum, doch ohne jemals die heilige Roſa zu ſtechen. Kam aber mit Erlaubniß des Beichtvaters Jemand von den Ihrigen, ſie zu beſuchen, über den fielen ſie her, als wollten ſie ſich dafür entſchädigen, daß ſie die Braut Chriſti verſchonten. Man wunderte ſich, wie doch die Jungfrau den ganzen Tag unter dieſen unruhigen Thierchen ſitzen möchte und ihrer Andacht abwarten könnte. Roſa lächelte hierüber und ſprach: Von der Stunde an, da ich hier eingezogen bin, habe ich einen Bund mit dieſen Thierchen gemacht; ich habe verſprochen, ihnen kein Leid zuzufügen, ſie

dagegen, mich unangefochten zu lassen, und noch nie ist dieser Vergleich aufgehoben worden. Da haben wir uns denn so zusammengewöhnt, daß wir selbst das Lob Gottes mit einander singen. Man wollte gern wissen, wie das zugehe, und machte, als man sie deßwegen belauschte, die Entdekkung, daß sie fruh beim ersten Morgenroth, wenn sie Thür und Fenster öffnete, die Schnacken, so zwischen den Brettern und Wänden ihre Nachtherberge gehabt, zusammenrief, sprechend: Auf, auf, ihr meine Gespannen, auf, auf, zum Lobe unsers allmächtigen Schöpfers! Sogleich fingen sie an, sich zu regen und zu bewegen, zu schwirren und zu summen und in schönster Ordnung um ihre heilige Herrin zu fliegen. Rosa freute sich des muntern, verständigen Thuns dieser Thierchen, dann sprach sie zu ihnen: Nun, da ihr euern Schöpfer gelobt habt, so flieget hin und nehmet die Nahrung, die er euch bescheert hat. Dann flogen sie schaarenweise hinaus, und kamen erst gegen Mittag wieder, wo sie dann Rosa aufforderte, erst ihrem Erschaffer ein Danklied zu singen, und dann, jedes an seinem Orte, Sieste zu halten. (Herbst I.)

b) Der Einsiedler Gorderich.

Der Einsiedler Gorderich wohnte an der Werra mitten unter Schlangenbrut. Diese Thiere lebten mit ihm in aller Vertraulichkeit, und ließen sich ohne Widerstreben von ihm anfassen; wenn er am Feuer saß, umwanden sie seine Füße und legten sich in seine Schüssel, sich im Kreise zusammenringelnd. Jahre lang dauerte diese Vertraulichkeit fort, bis den Einsiedler eine Furcht deßwegen anwandelt, weil sie ihn allzusehr im Gebete stören. Er untersagt ihnen daher eines Tages den Eintritt in seine Zelle, worauf sie sich dann verlieren, und keine seine Schwelle weiter zu überschreiten wagt.

So verlassen die Schlangen auch die Insel, in deren Mitte St. Julius das Kreuz aufgepflanzt hatte und fliehen nach dem Camuncinoberge. So folgen sie alle dem Stabe des Abtes Heldrad von Novalese, der sie damit aus dem Brigantinothale herausführt. (Herbst I.)

c) Ida von Löwen.

Auch von Fischen sind Beispiele eines vertraulichen Anschmiegens an höhere Menschen aufgeschrieben. Als Ida von Löwen einst das Linnen zu waschen ausgegangen,

und am Ufer eines Teiches gebückt ihrer Arbeit oblag, da kamen Fische aller Art aus dem Grunde herauf, als locke sie gute Speise. Die Jungfrau von allen Seiten umdrängend, umschwammen und umtanzten sie dieselbe und schienen Freude an ihrem Anblicke zu haben und sie wie grüßend und ihr Folge leistend nach ihrer Art ehren zu wollen. Sie kamen im Wetteifer von allen Seiten herbei, waren die ersten abgedrängt, dann traten andere an ihre Stelle, und so oft sie die Hände in das Wasser tauchte, hingen sie sich an ihre Finger an. Sie aber griff wohl einen nach dem andern, und legte ihn vor sich auf die kleine Brücke, über der sie stand; und indem sie den einen entlassend, nun nach diesem, dann nach jenem haschte, entzog sich keiner durch die Flucht ihrer Hand, sondern wie Kinder an ihre Mutter hingen sie sich saugend an ihre Finger. Das dauerte so lange, bis sie die Menge durch ihren Wink entließ.

d) Joseph von Kopertino.

Von allen Thieren sind es die Vögel, die, getrieben von einem innern Instinkte, sich zu reinen, heiligen Menschen halten. Recht auffallend hat sich das am heiligen Joseph von Kopertino bei vielen Gelegenheiten ausgewiesen. Da er häufig die Bäume bestieg, entweder um dort ungestört seinen Betrachtungen sich hinzugeben, oder auch aus andern Ursachen, so geschah es häufig, daß er auf ihnen Nester, besonders von Stieglitzen, fand, und diese bezeugten alsdann nicht die mindeste Furcht vor ihm; Männchen und Weibchen ließen sich von ihm greifen, und er konnte mit ihnen vornehmen, was er wollte. Wenn er im Garten bei der kleinen Kapelle, wo er Messe zu lesen pflegte, bisweilen betete oder betrachtete, dann umflogen sie ihn singend oder schäkernd, ohne das geringste Mißtrauen, und wenn er ihnen dann etwa zurief: Singt ihr Vögelein, singt recht lustig; habt keine Furcht, daß es mich verdrieße! dann erhoben sie ihre Stimmen noch höher und sangen noch lieblicher. Als er einst die Kirche von Grotella segte und aus Demuth den Unrath mit Händen wegtrug, kam ein schöner Vogel mit hellem und himmelblauem Gefieder, wie man ihn weder zuvor noch nachher dort gesehen, ihm auf die Hand geflogen, in der er den Kehricht hielt, als ob er etwas zu fressen suchte, und er ließ ihn, nachdem er ihn eine Zeit lang ge-

liebkost, wieder fliegen. Sie schienen in Allem auf sein Gebot zu hören, und es aufs genaueste zu befolgen. Fabiai Cerusico in Grotello, den der Heilige genau kannte, hatte einen Hänfling in einem Korbe vor seinem Fenster hängen, und eine Amsel kam auf seinen Korb geflogen. Joseph sah den Vogel und rief ihm: Beim Gehorsam fliege herein! Die Amsel flog nun auf das Fenster, und da sie es verschlossen fand, bemühte sie sich durch Schlagen mit den Flügeln und durch Picken mit dem Schnabel es zu öffnen. Maria Leonelli, ein junger Edelmann eben dort, sprach mit ihm einst von seiner Jagd; und Joseph bat ihn, daß er ihm einen Vogel bringe, um ihn im Käfig zu halten. Der junge Mann war darauf nach Hause gegangen, und hatte einen Hänfling mit dem Korbe abgehoben, um ihn ins Kloster zu tragen. Unterwegs aber stieß er zufällig irgendwo an, so daß die Thüre sich öffnete und der Vogel davon flog. Bestürzt hatte der Jüngling ihn mit den Augen verfolgt, und da er gesehen, wie er auf einen nahen Maulbeerbaum sich niedergelassen, setzte er den Korb auf die Erde und sagte mit vielen Thränen zu ihm: Komm zurück, komm wieder, Vögelchen, Pater Joseph möchte dich gern haben! Wunderbar, der Vogel machte einen Flug im Kreise umher, und kehrte zum Korbe wieder, worauf ihn jener vergnügt zum Heiligen hinüber trug. — Joseph hatte einst einem Distelfink die Freiheit gegeben, zu ihm sprechend: Geh, genieße, was dir Gott zugetheilt! ich für mich will nichts von dir, als daß du, wenn ich dir rufe, wiederkommst, um mit mir deinen und meinen Gott zu loben. Der Vogel hielt sich von da im nächsten Garten auf, und so oft er rief, kam er zurück und half ihm singen. Er hatte lange einen andern Vogel im Käfig, der ihm immer in der Morgenfrühe zusang: Bruder Joseph, sprich dein Gebet, Bruder Joseph, sprich dein Gebet! Einst hing der Vogel, den er sehr liebte, im Korbe vor dem Fenster; und weil das Zimmer nach dem nahen Walde sah, kam ein Stoßvogel auf den Korb gefahren. Der Vogel, durch sein Flattern und Schreien, rief seinen Herrn herzu; dieser eilte hin, kam aber zu spät, und fand den Vogel schon getödtet. Wie Joseph den Stoßvogel sah, der noch den Korb umkreiste, rief er ihm: Ei du Dieb, du hast mir mein Vögelein umgebracht, du verdienst auch dafür umgebracht zu werden; komm, daß ich dich tödte! Sogleich kam

der Vogel, wie von höherer Macht gezwungen, und legte sich über den Korb, als sei er todt. Joseph gab ihm mit der Hand zwei oder drei leichte Schläge, und sagte dann: Geh' nur hin, dießmal soll dir verziehen sein, aber thu' es nimmermehr! Den Klosterfrauen von St. Klara in Kopertino versprach er einst ein Vögelein zu senden, das sie zum Lobe Gottes antreiben solle. Es geschah, wie er gesagt; so oft sie die Tagzeiten absangen, flog ein Waldvogel zu ihnen herein und sang ganz lieblich. Aber dabei blieb es nicht. Als einst zwei Novizinnen miteinander zankten, flog der Vogel zwischen sie hinein, that mit seinen ausgebreiteten Flügeln und Klauen sein Mögliches, um sie zu beruhigen, und als nun eine der Streitenden ihn geschlagen und fortgejagt, flog er davon und kam nicht wieder, nachdem er fünf Jahre lang im Kloster also verkehrt hatte. Die betrübten Schwestern klagten Joseph ihr Leid darum; allein er versetzte ihnen: Es geschieht euch recht, warum habt ihr das Vögelein erzürnt und weggejagt! Von ihren Bitten jedoch besänftigt, versprach er es wieder zurückzusenden; und in der That, auf das erste Zeichen im Chore kam es wieder an das Fenster, um zu singen, und lief noch zahmer denn zuvor im Kloster herum. Das Erstaunen mehrte sich noch, als die Klosterfrauen aus Kurzweil dem Vögelein eine kleine Schelle an den Fuß gebunden, und es dann an einem grünen Donnerstag und Charfreitag aus dem Gesicht verloren. Wie sie sich wieder an Joseph gewendet, sagte er: Ich habe ihn zum Singen, nicht zum Läuten gesendet; er ist ausgeblieben. weil er in diesen Tagen das Grab gehütet; ich will aber schaffen, daß er wiederkehrt. Wirklich kam er wieder, und blieb noch lange Zeit bei ihnen. (Herbst I.)

16. Macht über wilde Thiere.

Hat der Mensch sich durch ein heiliges Leben wieder in das rechte Verhältniß der Natur gesetzt, dann wirket er mit einer Art von Allmacht auf alle Geschöpfe der niedern Ordnungen; selbst die wildesten Bestien, wenn sie in den magischen Kreis seines Willens treten, werden ihm unterthan und gehorchen seinem Befehle. Voll merkwürdiger Beispiele davon ist das Leben der Altväter in der Wüste. Der Altvater Pachomius war, um Versuchungen zu entgehen, nackt in eine Höhle hineingekrochen, wo, wie er wußte, ein paar

Hyänen ihr Lager hatten. Als die Thiere am Abend auf Raub ausgingen, da berochen und beleckten sie ihn vom Haupte bis zu den Füßen; er erwartete jeden Augenblick, daß sie ihn zerreißen würden; aber sie gingen, ohne ihn versehrt zu haben, davon, und er wurde die ganze Nacht nicht weiter beunruhigt.

Von dem Altvater Theon ging die Rede, wenn er nächtlicher Weile in der Wüste gehe, sei er von vielen wilden Thieren begleitet; um ihnen das Geleite zu vergelten, pflege er dann wieder die Durstenden aus seinem Brunnen zu tränken. Zum Zeugniß dafür hat man jederzeit viele Fußtritte der Büffel, Gazellen und Waldesel um seine Zelle her gefunden.

Sulpitius und Kassianus hatten zwölf Meilen vom Nile in tiefster Wildniß an einem Berge einen Einsiedler besucht, dem ein Ochs mit einem Zugwerke aus einem ungemein tiefen Brunnen das Wasser zur Wässerung seines Gartens schöpfte, der beide ernährte. Der Altvater führte am Morgen seine Gäste zu einigen entfernten Palmbäumen, und da sie darunter einen Löwen trafen, und deßwegen sehr erschracken, pflückte der Einsiedler eine Hand voll Früchte vom Baum und das Thier kam, sie aus seiner Hand zu fressen, und ging dann ruhig davon.

Dieselben fanden einen Andern, den eine Wölfin jedesmal zur Essenszeit besuchte, um die übrigen Brosamen seines Mahles zu erhalten, wofür sie ihm dann die Hand geleckt. Als aber einst die Wölfin den abwesenden Bruder um die gewöhnliche Zeit nicht gefunden, stahl sie in der Zelle von fünf Broden Eines, und ließ sich nun erst wieder am siebenten Tage sehen, sich ferne haltend, bis der Einsiedler ihr rief, sie mit den Händen streichelte und ihr doppelte Ration gewährte, worauf sie ihre Besuche wieder fortsetzte.

Der Abt Paulus Helladius gab einem Löwen sieben Monate lang täglich zweimal Brod und Erbsen zu essen, auf die Bedingung, daß er keinen Raub übe. Da er aber einmal mit blutigem Maule kömmt, jagt er ihn mit einem Stricke fort, damit der Fleischfresser nicht auch noch das Brod der Väter verzehre.

Der Abt Pardus, von Gewissensbissen geängstigt, legt sich einem Löwen in den Weg, auf welchem er zur Tränke ging; aber das Thier sprengt über ihn her, ohne ihm Leids

zu thun; gleichwie ein anderer dem Abte Johannes im engen Weg ausgewichen, und ein dritter, bei Tapsa wohnend, die Thiere in seiner Höhle bei sich hatte.

Vom Vater Helenius wird erzählt, wie er einst ausgegangen, die Brüder in der Wüste zu besuchen, und einige Lebensmittel mit auf den Weg genommen. Da ihm unterwegs die Last zu schwer fallen wollte, und er von Ferne einige Waldesel sah, rief er einen herbei, belud ihn mit seiner Last, setzte sich selbst oben auf und ritt also zu den Zellen, die er heimsuchte.

Selbst die wildesten Ausbrüche thierischer Wuth können den Männern der Wüste kein Erschrecken abgewinnen. So führen dreißig aus dem Volke ein wüthend gewordenes baktrisches Kameel, das schon Viele zertreten, an Stricken mit großem Geschrei vor den heiligen Hilarion. Die Augen des Thieres sind blutroth, sein Mund schäumt ohne Unterlaß, die Zunge ist ihm aufgeschwollen und schrecklich ist sein Brüllen und Schreien anzuhören. Der Heilige befiehlt, das Thier loszulassen, worauf die, so es gebracht, mit allen Anwesenden davon laufen; Hilarion aber geht ihm allein entgegen, und steht mit ausgestreckter Hand unerschrocken vor ihm da. Das Thier nun läuft auf ihn los, als ob es ihn verschlingen wollte, fällt aber gählings nieder und läßt den Kopf hängen, zum Erstaunen Aller, die von ferne zusahen. (Herbst I.)

---

80. Die Einheit der Kirche oder: der deutsche Auswanderer in der katholischen Kirche zu New-York (in Amerika.)

Um die Einheit in der katholischen Kirche ist es etwas Wunderbares und Tröstliches. — Es war im Spätherbste des Jahres 1845, wo ein deutscher Jüngling, verleitet durch die goldenen Berge, die er in Amerika zu finden glaubte, den Wanderstab ergriff, um in jenen fernen, aber so hochgelobten Welttheil hinüberzuziehen. Wehen Herzens verließ er den deutschen Boden, sein geliebtes Bayerland, und nur die süße Hoffnung auf eine goldene Zukunft konnte ihm die schwere Trennungsstunde von all' den lieben Seinigen in etwas versüßen. Unter den Segenswünschen seiner Freunde und Angehörigen eilte er dem Ziele seiner Sehnsucht zu.

Nach einer etwa zehnwochentlichen, gefahrvollen Reise hatte er den unbekannten Boden seiner neuen Heimath zum ersten Mal betreten. Ein unerklärbarer Schauder durchzuckte seine Seele; er stand allein und verlassen da; fremd und der Sprache des Landes unkundig, ohne Freund und ohne Rath, und mit Wehmuth dachte er herüber an alle Jene, die er verlassen, die er geliebt, und von denen auch er so schöne und zärtliche Beweise von Gegenliebe empfangen hatte. — In der neuen Welt angelangt, durchwanderte er tiefsinnig die Straßen New-Yorks, einer der vorzüglichsten Städte Amerika's. Mit großen Augen betrachtete der Fremdling alle jene herrlichen und großartigen Gebäude der Stadt und zog planlos durch die schönen Straßen und Gassen Da hörte er auf einmal eine Glocke ertönen, sanft und freundlich, als lüde sie ihn ein. Er überhörte ihren Ruf nicht, ging hin — und siehe! ein katholischer Priester erscheint im heiligen Ornate, um am Altare zu entrichten das erhabene Opfer des neuen Bundes. Auf dem Chor' ertönt ernst und feierlich das Kyrie, und nachdem es beendet, stimmt der Diener des Altars mit kräftiger und lieblicher Stimme das Gloria an. — Voll heiligen Entzückens fällt der deutsche Fremdling auf seine Kniee nieder und preiset Gottes Macht und Herrlichkeit. In sich selbst versunken, kann er nur ausrufen: „O himmlische, heilige Kirche! Wie in meinem Vaterlande, so sprichst du auch hier dieselbe Sprache, feierst dieselben Geheimnisse und verkündest dasselbe göttliche Lob! O wunderbare Einheit, unerklärbare Harmonie! — Die goldenen Berge, die ich mir versprach, habe ich nicht gefunden; aber meinen Glauben habe ich wieder und meine Kirche und ihre Segnungen und ihren Trost! Tausend Dank dem Himmel! Mehr verlange ich nimmer!" — Mit Thränen im Auge verließ er das Gotteshaus zu New-York, und suchte sich sein Glück. (Aus dem Briefe eines Auswanderers.)

---

81. Ist die katholische Kirche heilig?

Auf die Aeußerung eines sogenannten Freigeistes: „wie man sich denn unterstehen könne, die katholische Kirche heilig zu nennen, da sie doch so viele unheilige Mitglieder zähle," erwiderte ein guter Katholik: „Weißt du nicht, daß schon im hohen Liede von der Braut Christi gesagt wird,

sie sei schwarz, aber doch schön; schwarz durch die Laster der bösen Christen, die sie entehren, schön durch die Tugenden der guten Christen, welche sie zieren und schmücken. Sie ist ja eine Arche, die zur Zeit des Noe die reinen und unreinen Thiere in sich einschloß; sie ist jener Acker des Hausvaters, wo das Unkraut unter dem Waizen wächst; sie ist jene Tenne, wo die Spreu mit dem guten Korne vermischt bleibt bis zum Tage des Gerichtes; sie ist jenes Netz, worin die guten und schlechten Fische sind, bis die Engel Gottes die Absonderung vornehmen; sie ist jenes große Haus, wo nicht nur goldene und silberne, sondern auch hölzerne und irdene Geschirre vorhanden sind zu einem schlechten und niedrigen Gebrauche; sie ist eine Heerde, wo Schafe und Böcke vermischt sind; ein Leib, woran sich lebendige und todte Mitglieder befinden; eine Gesellschaft, in der es Gerechte und Sünder gibt. — Nie darf und kann man also diesen Ausdruck: „die Kirche muß heilig sein," so verstehen, als wenn durchaus alle Mitglieder lauter tugendhafte und heilige Menschen sein müßten; denn da es leider immer und überall Sünder gibt, und sogar unter den Aposteln ein Judas war, so würde es gar keine wahre Kirche geben, wenn sie aus lauter Heiligen bestehen müßte. Es genügt daher schon, wenn sie auch nicht in allen, sondern nur in einigen Mitgliedern heilig ist. — Und wer mag da läugnen, daß die katholische Kirche heilig sei? Hat sie nicht Heilige genug? ja, Heilige in Unzahl? Ja, ich sage, nur sie allein hat Heilige aufzuweisen; alle andern Religionssekten haben sie aus der katholischen Kirche genommen: man sehe nur einmal in ihre Kalender hinein!" (Nach Sturml. II. S. 219. Anm.)

---

82. Die wahre Kirche ist apostolisch oder: Tertullian.

In der katholischen Kirche finden wir die ununterbrochene Reihenfolge von einem Bischofe zum andern, von einem Papste zum andern, von Pius IX. bis zu Petrus. Darum schreibt schon Tertullian: „Sie (die Abtrünnigen) sollen uns die Folge ihrer Hirten zeigen; sie sollen dieselben uns sehen lassen im Hinaufsteigen von einem Bischofe zum andern, bis in die ersten Zeiten der Kirche, daß sie keinen andern Stifter haben, als die Apostel oder apostolische Männer, welche mit ihnen gelebt haben, wie die Kirche zu Smyrna

sich rühmt, einen heiligen Polykarp gehabt zu haben, welcher von dem heiligen Johannes auf seinen bischöflichen Stuhl gesetzt worden, — wie die Kirche zu Rom einen heiligen Klemens hatte, der vom heiligen Petrus eingeweiht wurde! Können sie das nicht aufweisen, so sollen sie zum Zeugnisse der Wahrheit bekennen, daß ihre Kirche nicht die wahre ist, weil sie nicht apostolisch ist!" (Libr. praes. cap. 20.)

83. Der Primat des Papstes oder: ein Brief des heiligen Bernhard an Papst Eugen III.

Der heilige Bernhard schrieb einst an Papst Eugen III., der ehedem sein Zögling gewesen war, einen Brief, worin er unter Anderm die erhabene Würde und Macht des Stellvertreters Christi mit ebenso erhabenen Worten schildert, indem er schreibt: „Wohlan! untersuche nur etwas genauer, wer du seist, und welche Person du gegenwärtig in der Kirche Gottes vorstellest! Wer bist du denn! Der hohe Priester, der höchste Oberpriester. Du bist der Fürst unter den Bischöfen, — du bist der Erbe der Apostel; dem Vorzuge nach bist du Abel, der Regierung nach Noe, dem Patriarchate nach Abraham, der Ordnung nach Melchisedech, der Würde nach Aaron, dem Ansehen nach Moses, dem Richteramte nach Samuel, der Gewalt nach Petrus, der Salbung nach Christus. Du bist Jener, dem die Schlüssel des Himmels übergeben, dem die Schafe anvertraut sind. Es sind zwar auch Andere, die den Himmel aufschließen, auch Andere sind Hirten; Du bists aber um so viel herrlicher, als unterscheidender dein Name ist, den Du vor Allen ererbt hast. Auch Andere haben ihre angewiesenen Heerden, ein Jeder seine besondere; Dir aber sind Alle anvertraut, und sind in Rücksicht auf Dich nur Eine Heerde. Du bist nicht nur der Hirt der Schafe, sondern auch und zwar allein der Hirt der Hirten. Andere nehmen Theil an der Sorgfalt; dir ist die vollkommenste Gewalt ertheilt worden. Die Gewalt der Andern hat ihre Schranken, die Deine erstreckt sich auch auf jene, die Gewalt über Andere empfangen haben. Kannst Du nicht, wenn Ursachen vorhanden sind, selbst einem Bischofe den Himmel verschließen und ihn seines bischöflichen Amtes entsetzen? Dein Vorrecht bleibt also uner-

schüttert, sowohl die Schlüsselgewalt, als die anvertrauten Schafe." (S. Bernard. lib. de consideratione cap. 8.)

---

84. Der Papst oder: Attila vor den Mauern Roms.

In welch' hohem Grade die Würde und Kraft des heiligen Geistes schon durch den bloßen Anblick sich an dem Stellvertreter Christi auf Erden sichtbar zu machen pflegt, läßt sich aus historischen Daten nachweisen. Einer der furchtbarsten Männer des 5. Jahrhunderts war Attila, seit 444 König der Hunnen, die unter ihm den Gipfel ihrer Macht erreichten. Nachdem er mit den Chinesen ein Bündniß geschlossen, die Perser zittern gemacht, und sich fast alle Völker längs der Donau unterworfen hatte, wandte er sich mit einer ungeheuern Heeresmacht südlich nach den beiden Kaiserreichen, entschlossen, beide zu stürzen. Schon stand er vor den Mauern Roms und drohte, diese uralte Weltstadt dem Boden gleich zu machen. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Römer; man erwartete nur die schlimmsten Dinge. Da wirft sich Papst Leo der Große in seinen päpstlichen Ornat, geht dem gefürchteten Barbaren entgegen, und gewinnt ihn durch seinen bloßen Anblick und sein sanftes Wort so sehr, daß Attila augenblicklich seine Plane änderte und von der Belagerung und Plünderung der Stadt Rom abließ. Der heidnische Eroberer, vor dessen Blick Könige erschracken, bekannte selbst, daß er durch die Blicke und Worte dieses Priesters mächtig ergriffen und tief gerührt worden sei (Kirchengeschichte.).

---

85. Der Czaar und der Papst (Gregor XVI., gest. 1846.)

Ein ähnliches welthistorisches Ereigniß begegnet uns auch in der neuesten Zeit. — Es war im Jahre 1845, wo der mächtigste Kaiser der Erde, Nikolaus von Rußland, die ewige Stadt Rom mit seinem Besuche beehrte. Vielfache Klagen über die Bedrückungen der Katholiken in Rußland waren gerade damals am römischen Hofe bekannt geworden; aber dessen ungeachtet konnte sich der große Kaiser das Vergnügen nicht versagen, den Vater der ganzen katholischen Christenheit zu besuchen. Mit kaiserlicher Pracht kam er vor den Thoren des Vatikan angefahren; in majestätischer Haltung

eilt er die steinernen Treppen hinauf in den Thronsaal des heiligen Vaters; da öffnen sich die Thüren, staunend steht der allmächtige Kaiser vor dem Statthalter Christi, dem Nachfolger des Fischers; — da that es Noth, sich zu ermannen, sich in die Brust zu werfen, und die verlorne militärische Haltung wieder zu gewinnen zu suchen. Was der russische Kaiser wohl noch nie einem Monarchen, geschweige erst einem seiner sclavischen Metropoliten, die er selbst nicht achten kann, gethan hat, das thut er nun jetzt; er führt die Hand des Papstes küssend zum Munde, und was dem russischen Kaiser auch noch nie begegnet sein wird, das begegnet ihm jetzt — der Papst nimmt ihn zur Linken, ihm zu zeigen, daß er einen höhern Herrn vor sich habe, und führt ihn so unter den Thronhimmel. Es freut mich, so eröffnet nun das Oberhaupt der Kirche das Gespräch, einem so gewaltigen Herrscher die Wahrheit sagen zu können; eine Ansprache, worüber Kaiser Nikolaus wohl gestutzt haben wird. Nun werden der russischen Majestät Protokolle vorgelegt, in denen die Bedrückungen und Jammerscenen der unglücklichen russischen Katholiken verzeichnet sind, die über diese in Folge der kaiserlichen Verfolgungs-Dekrete ergangen waren. Der Kaiser muß selbst ausrufen: Unmöglich! Es kann nicht sein! Aber die Protokolle sprechen wahr, die russischen Grausamkeiten lassen sich durch lebendige Zeugen nachweisen! Der Kaiser will sich entschuldigen durch die bestehenden Gesetze — da erhebt sich aber der Nachfolger des heiligen Petrus und spricht zu ihm die feierlichen Worte: „Euere Majestät! die Gesetze Ihres Reiches sind menschliche Gesetze, und lassen sich ändern; aber die Gesetze meines Reiches sind göttliche Gesetze und lassen sich nicht ändern. Wir beide werden einst vor dem Richterstuhle Gottes stehen, ich zwar vor Ihnen, aber Sie dennoch auch, wenn gleich nach mir, und dort werden wir beide über unsere Handlungen Rechenschaft ablegen müssen." — Eine solche Sprache hatte der russische Kaiser noch nie gehört; es war die Sprache der Wahrheit und darum verfehlte sie den guten Eindruck auf sein Gemüth nicht. Er verbat sich als Gnade den Gegenbesuch des Papstes, fuhr aber selbst noch einmal zu ihm, um Abschied zu nehmen. Unter Umarmungen schieden die beiden Herrscher von einander. — Die Würde und Hoheit des Oberhauptes der katholischen Kirche strahlt durch diese

Zusammenkunft mit dem mächtigsten Monarchen der Erde in einem Glanze, wie er, wenn wir Pius VII. in seinen Verhältnissen zu Napoleon ausnehmen, seit des heiligen Leo Zeiten keinen Nachfolger des heiligen Petrus umstrahlt hat. Eine solche Sprache führt dem russischen Kaiser gegenüber keine Macht, die nur durch Kanonen und Bajonette sich geschützt weiß, diese Sprache kann nur der Felsenmann der Kirche führen, der eines höheren Beistandes sich erfreut. Wenn daher auch der russische Kaiser, wie ein neuer Attila, Rom einst mit seinen Kriegsvölkern überschwemmen sollte, an dem Felsen, der dort aufgerichtet steht, werden die Kanonenkugeln seiner Millionen wie Kinderballen ohnmächtig abprallen und ihre Bajonette wie schwache Rohrstäbe zersplittern. Rom können sie vernichten, aber der Fels wird sich unter seinem Schutte nicht begraben lassen, sondern majestätisch und unbeweglich über den Trümmern hervorragen. Und wenn die ganze russische Artillerie mit brennenden Lunten vor dem Vatikan steht — der Papst wird keine andere Sprache führen, als er bisher geführt hat. So lehrt die Geschichte. — Das ist der Papst, das ist und kann nur er allein; diese Würde und Hoheit des Papstthums hat auch der schismatische russische Kaiser in unsern Tagen geehrt. — Du aber, frommer katholischer Christ, der du dieses liesest! entblöße dein Haupt vor dem Bilde des heiligen Vaters und freue dich, daß du einer Kirche angehörest, die ein solches Oberhaupt hat! (Katholischer Hausfreund von A. Westermayer.)

---

86. Der Segen des Papstes.

Noch eines sehr beachtenswerthen Umstandes möchte ich erwähnen, aus dem wir ein neues Zeugniß für die hohe Würde und Macht des heiligen Vaters entnehmen können. Wenn nämlich der heilige Vater am grünen Donnerstage oder an einem andern hohen Festtage auf den Balkon der Peterskirche zu Rom heraustritt, über die unzählbare Menge der unten versammelten Gläubigen seine Hände ausbreitet und ihnen den Segen gibt und mit ihnen der ganzen Welt; da knieet Alles auf der Erde und neigt sein Haupt — Katholiken und Nichtkatholiken — Römer, Deutsche, Franken und Engländer; auch der stolzeste Geist beugt sich willfäh-

rig unter der Hand des Papstes und ringsum herrscht ein tiefes und heiliges Schweigen und wie eine Stimme aus den Höhen des Himmels tönen die Segensworte des Vaters der Christenheit nieder: „Sit nomen domini benedictum!“ In diesem Augenblicke feiert die katholische Kirche ihren herrlichsten Triumph, in diesem Augenblicke ist die Bekehrungsstunde für viele irrende Brüder gekommen. (S. Zieglers Ausw. v. Kanzelvortr. S. 143)

87. Napoleon und Papst Pius VII.

Daß die geistige Gewalt der katholischen Kirche stärker sei, als alle weltliche Macht der Gewalthaber auf Erden, beweiset unter andern folgende Anekdote: Als Napoleon Kunde erhielt, daß Papst Pius, um seine Rechte zu wahren, wider ihn und seine Rathgeber den kirchlichen Bannfluch auszusprechen Willens sei, (was nachher wirklich geschah) machte er bloß die spöttische Bemerkung, daß seinen Soldaten deßwegen doch nicht die Gewehre aus den Händen fallen würden.

Und siehe da! bei der Retirade der sogenannten großen Armee aus Rußland ging dieß buchstäblich in Erfüllung. Tausende von Gewehren entfielen den erstarrten Händen der Soldaten. — Sobald Napoleon die Feindseligkeiten wider die Kirche begonnen, wich der Segen des Himmels von ihm, sein Thron wankte und stürzte.

88. Die zwei kräftigen Worte des Papstes.

Als Papst Pius VII. im Jahre 1804 zu Paris anwesend war, lag dem Kaiser Napoleon Alles daran, den Papst für sich und seine Zwecke zu gewinnen, und er ließ zu dem Ende kein Mittel unversucht. Da hatte der Kaiser den Papst zu einer geheimen Conferenz eingeladen; jetzt wollte er endlich nach vielen Umwegen mit dem herausrükken, was er eigentlich wollte und bezweckte. Unruhig erwartete der Kaiser den Papst. Ein Kammerdiener beobachtete ihn aus einem Alkoven. Da trat endlich ernst, ruhig, feierlich der Papst herein; ehrerbietig bot ihm der Kaiser einen prachtvollen Sessel an, den er als ihm gebührend einnahm. — Jetzt trug der eben zum Kaiser gekrönte mächtige

Mann in vertraulicher, süßer, einschmeichelnder Rede dem heil. Vater seine Wünsche vor, bittend, rathend, den Sitz von Rom nach Paris zu verlegen, wo er dann in einem der kaiserlichen Schlösser seinen heiligen Stuhl errichten möchte. Mit ihm gemeinschaftlich wolle er dann von der Weltstadt Paris aus die heilige allgemeine, apostolische, römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises regieren, seine Einkünfte verdoppeln, eine päpstliche, glänzende Leibwache ihm geben, und alle Herrschaft, Macht und Herrlichkeit mit ihm als Confrater theilen. — Papst Pius VII. hörte diese schwunghafte Rede mit allen ihren Verheißungen ruhig an und antwortete am Schluße derselben nur mit dem einzigen wiederholten Worte: Comödiant! — Was! rief, jähzornig aufspringend, der Kaiser wüthend aus: „Ich ein Comödiant! Pfaffe! nun ist es aus mit uns!" Heftig und schnaubend auf- und abgehend, ergriff er das auf dem Tische stehende Kunstwerk von Mosaik, die Peterskirche in Rom vorstellend, und vor den ruhig dasitzenden Papst hintretend, warf er es in Stücke zur Erde mit den donnernden Worten: „Siehest du, so werde ich nun dich, deinen Stuhl, deine Kirche und dein Reich zerschmettern; der Tag des Zornes ist über dich ausgebrochen. — Der heil. Vater aber sprach in derselben feierlichen Haltung, klar und fest, wie das erste Mal nur ein Wort; — jetzt das Wort: Tragödiant! und verließ dann ruhig das Zimmer. — Und er, der alte Mann, sah noch den Untergang Napoleons auf der einsamen Insel; er starb erst zwei Jahre später hochbetagt im Vatikan zu Rom. (Mehler's Beispiele.)

---

89. Die streitende Kirche.

Gewiß ist es nicht ohne Interesse, wenn wir auf eine Zeit hinweisen, die uns noch so nahe ist, und die der Kirche Gottes so schweren Kampf bereitet hat, und noch bereitet. Wir finden da Gelegenheit, die streitende Kirche in ihrer Größe zu bewundern.

In der französischen Schreckenszeit sagte Jean Bon-Saint André, einer der wüthendsten Revolutionsmänner zum Maire eines Dorfes in der Bretagne: „Damit ihr keinen Gegenstand mehr habet, der euch an euren vormaligen Aberglauben erinnert, so wird euer Kirchthurm sammt der Kirche

der Erde gleich gemacht werden." — „„Ihr werdet doch nicht umhin können, uns die Sterne am Himmel zu lassen,"" antwortete der Bauer, „„und man sieht sie weiter als unsern Kirchthurm."" —

Die Revolution von 1793 vertrieb den allerhöchsten Herrn aus seinen Tempeln, stürzte die Altäre der heiligen Jungfrau und kündete im schaudervollen Uebermuthe allen Heiligen den offenen Krieg an. Es wurde der Befehl gegeben, die Kirchen zu schließen und Alles zu zerstören, was nur immer auf eine religiöse Bestimmung hindeuten möchte. Während jener Zeit waren die Stadtkirchen der Plünderung preis gegeben. Man nahm das Gold, Silber, Eisen daraus weg, brach Gitter, Marmorboden, Schnitzwerk heraus, riß von den Wänden die Kunstwerke herab. Man zerriß die Gemälde und mit großen Kosten stellte man Arbeiter auf, die von den Mauern und Schwibbögen die Bildhauerwerke herabschlagen mußten. Selbst die Glocken ließ man herabnehmen, um Geld und Kanonen daraus machen zu lassen, und diese patriotische Fabrikation kostete dem Staate nach seinem eigenen Geständnisse 20 Millionen. „Ihr Unsinnigen!" rief La Harp den Urhebern dieser sakrilegischen Verwüstungen in seiner kühnen und eindringlichen Sprache zu: „ist denn der Glaube an die Mauern gegraben? Steht die Religion auf Gemälden geschrieben? — — In den Herzen lebt sie! Wohin ihr nicht dringen könnet, in den Gewissen, wo sie euch verdammt; in dem Weltall, wo sie zu aller Menschen Gemüthern spricht; in dem Himmel, wo sie euch richtet. Ihr thörichten Zerstörer! Ihr habt ein Sieges-Geschrei erhoben; wo ist jetzt euer Sieg? Ihr knirscht jetzt täglich vor Wuth, wenn ihr die Menge sehet, die unsere Tempel füllt, unsere Tempel, die nicht mehr reich sind, aber immer noch heilig, die entblößten aber dennoch vollen Tempel; der Pomp ist verschwunden, der Gottesdienst ist geblieben. Der Fuß schreitet nicht mehr über Marmor und köstliche Teppiche; aber man knieet auf Schutt und weint über Trümmern."

Was hat die Kirche Gottes nicht erst in jüngster Zeit in der Schweiz, in Italien gelitten und gestritten? Welcher Kampf droht ihr nicht in unseren unheilschwangern Zeiten allüberall selbst in unserm deutschen Vaterlande? Katholiken! lasset uns muthig rüsten zum großen Kampfe für Gott und die Ehre seiner Kirche — unter der Fahne Christi wollen

wir streiten, sei es, daß wir siegen oder sterben! (Mehler's Beispiele.)

90. Die leidende Kirche. Ein Beispiel aus der heil. Schrift.

Daß Gott dem Herrn die Gebete, die wir für die Verstorbenen ihm darbringen, sehr wohlgefällig seien, unterliegt keinem Zweifel. Schon die Juden hatten diesen Glauben, und im alten Testamente begegnet uns hiefür ein merkwürdiges Beispiel. Als Judas, der Machabäer, die bei Jamnia geschlagen hatte, worin so viele Feinde gefallen waren, kam er, um die Gefallenen zu begraben, in die Gräber der Väter und da er mit seinen Begleitern die gerechte Strafe des Herrn erkannt hatte, wandten sich Judas und die Mitgekommenen zum Gebete und baten Gott, daß er die begangenen Sünden (der Getödteten, welche Opfergeschenke vom Götzendienste zu Jamnia zu sich genommen hatten) verzeihen möchte . . . Dann brachte er eine Sammlung zu Stande, und sandte zwölftausend Drachmen Silbers nach Jerusalem, damit ein Sühnopfer für die Verstorbenen dargebracht würde. Denn Judas dachte, daß denen, welche in Frömmigkeit entschlafen sind, eine große Gnade vorbehalten sei." „Es ist demnach ein guter und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöset werden." (2. Machab. 12.) — Der heil. Ephrem macht folgendes Gleichniß: „Den Verstorbenen wird große Hilfe geleistet", sagt er, „durch die Opfer, welche die Lebenden darbringen. Habet ihr noch keinen Wein gesehen im Fasse zur Zeit, wo die Trauben am Weinstocke reif werden? Da, wo die noch lebende Traube im Weinberge reif wird, wallet auch der todte Wein in dem Fasse auf . . . Um wie vielmehr empfinden es die Verstorbenen, wenn man in heiliger Liebe ihrer gedenket!" (Mehlers Beispiele.)

91. Die Heiligsprechungs-Prozesse.

Wie gründlich und strenge die Prüfung in dem Prozeße der Heiligsprechung geführt werde, mag aus folgender Anekdote hervorgehen. Der nachherige Papst Benedikt XIV., damals noch Cardinal Lambertini, war zum Berichterstatter

in der Sache einer Heiligsprechung ernannt worden. Als er eines Tages auf seinem Zimmer damit beschäftigt war, eine ungeheure Actenmasse durchzulesen, besuchten ihn zwei vornehme englische Protestanten. Kaum hatte die Unterhaltung begonnen, als der Cardinal auf der Stelle zum Papst beschieden wurde. Der Cardinal bat seine vornehmen Gäste um Entschuldigung und nöthigte sie, auf ihn zu warten. „Wenn Sie diese Acten prüfen wollen, sprach er beim Abgehen zu ihnen, so werden Sie die Zeit minder lang finden.“ Der Vorschlag wurde angenommen. Proceduren, Aussagen der Zeugen, Berichte der Wunder, Alles wurde während der Abwesenheit des Cardinals, die sich weit länger hinauszog, als man erwartet hatte, durchsucht und aufmerksam geprüft. — „Nun, sprach bei seiner Zurückkunft der Cardinal, was halten Sie von diesen Proceduren?“ — „Wenn die Person, wovon in den Stücken, die wir durchgegangen haben, die Rede ist, nicht heilig gesprochen wird, so werden Sie Niemand mehr heilig sprechen“, antworteten die beiden Engländer. — „Scheinen Ihnen also die Beweise hinreichend?“ — „Noch mehr als das.“ — „So wissen Sie denn, daß wir von allen diesen Wundern, welche Ihnen so gut bewährt schienen, nicht ein einziges als giltig angenommen haben, weil sie nach unserm Urtheile noch nicht genügend erwiesen sind.“ Die beiden Protestanten bekannten hierauf, daß ihnen die Heiligen der römischen Kirche von gutem Gehalte zu sein schienen, und daß sie selbst, für so rechtschaffene Leute sie sich auch hielten, doch nicht wünschten, daß ihre Rechtschaffenheit durch ein solches Sieb gesichtet werde. (Histor. Katechismus.)

---

92. Ablaß der Sünden oder: Franz von Assisi.

Wie tröstlich es sei, volle Gewißheit über die Vergebung seiner Sünden zu haben, hat auf eine außergewöhnliche Weise erfahren der heilige Franz von Assisi. Eines Tages zog der heil. Franz sich an einen sehr einsamen Ort zurück, und erwog dort in Bitterkeit seines Herzens seine Jahre und die Fehltritte in denselben, und beweinte sie voll Reue und Schmerz. Da kam die Freude des heil. Geistes über ihn herab, und er war der vollkommenen Vergebung seiner Sünden versichert. — Hierauf war er über sich erhoben und

in ein wunderbares Licht verschlungen, — das Herz wurde ihm weit und er sah klar, was ihm und seinen Brüdern begegnen werde

Wie tröstlich, ja entzückend war es für die heil. Magdalena, die Versicherung von Jesus zu hören, daß ihr ihre Sünden vergeben sind! — Wie beglückt mußte sich die bei Jesu verklagte Sünderin fühlen, als der Herr zu ihr sprach (Joh. 8, 11.): „So will auch ich dich nicht verurtheilen; gehe hin und sündige nicht mehr.“ — Derselbe Heiland tröstete mit der Versicherung der Sündenvergebung den Gichtbrüchigen, den Zachäus und viele Andere. — Der rechte Schächer achtete die Qualen des langsamen Kreuzestodes für gering im Vergleiche mit der Freude, die er aus der Versicherung des Herrn schöpfte: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.“ — Desselben Trostes, den die Büßer aus dem Munde Jesu selbst schöpfen, kann auch jetzt noch jeder wahre Büßer theilhaftig werden, da er ja weiß, daß die Vollmacht, Sünden nachzulassen, der Herr in seiner Kirche auf Erden bis ans Ende der Welt zurückgelassen hat, und daß der Priester nicht mit menschlicher, sondern mit göttlicher Vollmacht spricht: „Deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin im Frieden und sündige nicht mehr!“ (Historischer Katechismus.)

---

93. Ablaß der Sünden, oder: Arnulph, Bischof von Metz.

Arnulph, zuerst Feldherr und Staatsmann unter dem Könige Klothar II., dann Bischof von Metz, beschäftigte sich einst lange Zeit mit dem Gedanken, ob ihm wohl Gott die Sünden seiner Jugend völlig verziehen, und in dem Buche des Gerichtes mit dem Blute der Erlösung sie völlig gelöscht habe. Die Ungewißheit hierüber entzog seinem Herzen einige Zeit lang Ruhe und innern Trost. — Vertieft in diese ihn so sehr ängstigenden Zweifel — ging er eines Tages zu Metz über die Moselbrücke, stand plötzlich stille, zog einen Ring vom Finger und warf ihn in den Fluß mit den Worten: „Wenn ich diesen Ring wieder erhalte, will ich glauben, daß mir meine Sünden vergeben sind!“ — (Es wäre freilich kein Zeichen von besonderem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Kraft der heiligen Bußanstalt,

wenn die Büßer immer ein so wunderbares Versicherungsmittel verlangen würden.) — Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Arnulph Erhörung gefunden zu haben schien; endlich aber fand sich der Ring in dem Bauche eines ihm gebrachten Fisches wieder. — Paul Warnefried versichert, diese Geschichte unmittelbar aus dem Munde Kaiser Karls des Großen vernommen zu haben, welcher den Ring, der, in der Sebastianskirche zu Metz niedergelegt, jedes Jahr dem Volke gezeigt wurde, mit eigenen Augen gesehen hatte. (Herbst Exempelb. II. 299.)

---

94. Ablaß der Sünden oder: der bekehrte Räuber.

Auf einem seiner apostolischen Besuche jener sieben Gemeinden, die der Sohn Gottes ihm anvertraut, und an die er ihm auch in Patmos erhabene Aufträge gegeben hatte, ward St. Johannes eines Jünglings gewahr, in dessen anmuthiger, vielverheißender Bildung er eine feurige, sehr empfängliche Seele zu erkennen glaubte, oder vielmehr, kraft der ihm beiwohnenden Erleuchtung mit Gewißheit erkannte. Er sprach zum Bischof: Diesen Jüngling empfehle ich deiner sorgsamsten Pflege im Angesichte der Gemeinde und Jesu Christi. Der Bischof versprach dem Apostel, sich des Jünglings aufs Gewissenhafteste anzunehmen. St. Johannes wiederholte seinen Auftrag mit dem Eifer der zartesten Liebe und legte ihm das Heil dieser Seele dringend ans Herz. Der Bischof nahm den Jüngling in sein Haus, widmete ihm alle Sorgfalt des Unterrichts, der Ermahnung, der Bewahrung, des Beispiels und taufte ihn. — Voll Vertrauens in die Gesinnung seines Pfleglings, in die Gnade der Taufe, uneingedenk aber der menschlichen Schwäche, welche einen himmlischen „Schatz in irdenen Gefäßen trägt," ließ der Bischof von seiner Sorgfalt nach, mehr und mehr, und jener verfiel nach und nach, durch Umgang mit leichtfertigen Jugendgenossen in kleine, bald in größere Untreuen, bis falsche Scham, dieser verzehrende Rost jugendlicher Herzen, und böse Lüste mehr und mehr ihn dahinrissen, das Anfangs noch rege, dann betäubte Gewissen schwieg und er, von üppigen Gastmählern zu andern Ausschweifungen gelockt, zuletzt, wahrscheinlich, weil sie Alle das Ihrige verpraßt hatten, sich verleiten ließ, mit ihnen auf nächtliche Beraubung der Reisenden auszugehen. Durch Ge-

wandtheit, Geist und Kühnheit zeichnete er sich auch im Frevel aus, übertraf aber auch die Andern desto mehr an Verhärtung, je mehr natürliche Güte er erstickt, je mehr Gnaden er vereitelt hatte, und ward von ihnen zum Anführer der Rotte gewählt. — Nach seiner Rückkehr aus Patmos besuchte der Evangelist wieder diese Gemeinde und sagte nach geordneten Angelegenheiten der Kirche: „Wohlan, Bischof, gib mir nun wieder, was ich und Christus in Gegenwart der Gemeinde, welcher du vorstehst, dir anvertraut haben! Jener meinte, der Apostel verlange aus Irrthum Etwas von ihm, das nie in seinen Händen gewesen und bezeugte, daß er von keinem ihm anvertrauten Gute etwas wüßte. „Ich fordere den Jüngling, sagte der Apostel, die Seele des Bruders!" Der Bischof, ein bejahrter Mann, seufzte tief auf und sprach mit Thränen: „Er ist gestorben!" — Wie so? welchen Todes? — Er ist Gott abgestorben, ein Taugenichts geworden, ein Bösewicht, ein Räuber! Dort hält er einen Berg besetzt mit einer Rotte, die ihm gleich ist. Als St. Johannes dieses vernommen, zerriß er sein Gewand, schlug sich auf das Haupt, und seufzte: „Ach, einem wackern Hüter übergab ich die Seele meines Bruders!" — Er verlangte ein Pferd und einen Wegweiser. So wie er war, bestieg der heilige Greis das Pferd, eilte zum Berge, wo er sogleich von ausgestellten Räuberwachen ergriffen ward. „Das wollte ich," sprach er, „führt mich zu eurem Hauptmanne." Sie führten ihn zum Hauptmanne, der in Rüstung dastand und den Gefangenen, als er ihn kommen sah, erwartete. Als er aber den Evangelisten erkannte, ergriff ihn die Scham, er lief davon. Uneingedenk seiner hohen Jahre, lief in der Liebe Kraft der heilige Greis ihm nach und rief: „Sohn, warum fliehst du vor deinem Vater, dem Wehrlosen, dem Greise? Erbarme dich mein, o Sohn! Fürchte dich nicht! Dir bleibt noch Hoffnung des Lebens! Ich werde Christo Rechenschaft ablegen für dich! Gern will ich, wofern es dessen bedarf, den Tod für dich leiden, sowie der Herr den Tod für uns gelitten hat! Meine Seele möchte ich geben für die deinige! Steh, glaube mir, Christus sandte mich zu dir!" — Der junge Mann stand still mit gesenktem Blicke. Dann warf er die Waffen von sich, Zittern befiel ihn, er weinte bitterlich. — Als Johannes ihn erweicht hatte, fiel ihm jener laut weinend und um Verzeihung flehend um den Hals,

sen lassen und euch mit Haut überziehen und will euch Geist geben, daß ihr lebendig werdet, und ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin. Und ich weissagte, wie er mir geboten hatte. Und da ich weissagte, fing es zu rauschen an, und siehe, es regte sich: und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jegliches zu seinem Gliede. Und ich schaute, und siehe, Nerven und Fleisch kam über sie und Haut zog sich darüber, Geist aber hatten sie noch nicht. Und er sprach zu mir: Weissage zum Geiste, weissage, Menschensohn, und sprich zum Geiste: So spricht Gott der Herr: Komme, du Geist, von den vier Winden und wehe diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden. Und ich weissagte, wie er mir geboten hatte. Da fuhr der Geist in sie, und sie lebten und stellten sich auf ihre Füße — ein großes, sehr großes Heer. (Ezechiel. 37, 1 ff.)

---

97. Auferstehung des Fleisches oder: der heil. Vater Chrysostomus.

Voll Freude über die wunderbare und herrliche Veränderung, die mit dem Menschen nach der Auferstehung vorgehen wird, ruft der hl. Vater Chrysostomus aus: „Ich frage dich, mein Christ, wenn du schon alt wärest, blöd und schwach, wenn du dabei noch in großer Armuth dahin schmachten müßtest; und nun käme Einer, der dir verspricht, er wolle dich wieder jung, schön und kräftig machen und dich überdieß auf 1000 Jahre zu einem mächtigen und reichen Fürsten erheben, wobei du in Ruhe und Frieden, in Wonne und Seligkeit, in Jubel und Ueberfluß dahin leben könntest: sage mir einmal, was würdest du auf eine solche Verheißung hin nicht Alles leiden und thun? Allen erdenklichen Martern würdest du dich auf kurze Zeit unterziehen, um die tausend Jahre der Freude und der Herrlichkeit zu genießen. Nicht wahr? — Nun aber siehe, Christus der göttliche Heiland verspricht uns noch weit herrlichere Dinge: ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, sondern im Himmel, eine Krone, die du nicht nur tausend Jahre tragen sollst, sondern ewig und immer. O Christ! was sollst du da nicht Alles thun und leiden in Anbetracht der einstigen glorreichen Auferstehung und jener ewigen Verherrlichung, die nach dieser Auf-

erstehung dir zu Theil werden soll?!" (S. Chrysost. hom. 14. in epist. ad Cor.)

98. Auferstehung des Fleisches oder: der Perser Jonas.

Dem Perser Jonas wurden auf Antrag der Magier die Finger und Zehen abgehauen. Spottend über den Glauben an eine Auferstehung riefen die Quäler: „Sieh'! wir säen jetzt deine Finger und Zehen auf dem Erdreiche aus, und du wirst zur Zeit der Erndte dann viel mehr Finger und Zehen bekommen!" — Standhaft erwiederte ihnen der Gequälte: „Ich bedarf dessen nicht, aber ich weiß, daß der Herr am Tage der Vergeltung meinen ganzen Leib erneuern und verherrlichen wird. (Lohn. Biblioth.)

99. Es gibt ein ewiges Leben oder: der Arzt Gennadius.

Gennadius, ein Arzt zu Carthago, der an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte, gelangte durch Gottes Vorsehung und Barmherzigkeit wegen seiner Freigebigkeit und Wohlthätigkeit gegen die Armen zum vollen Lichte des Glaubens. Es ging folgenderweise zu. Gennadius, der den Armen mit unermüdlicher Liebe beistand, hatte in seiner Jugend und gerade zu der Zeit, wo er am eifrigsten Almosen gab, Zweifel, ob nach dem Tode irgend eine Art von Fortdauer sei. Da er nun unausgesetzt Werke der Barmherzigkeit übte und überhaupt in treuer Pflichterfüllung und guter Sitte dahinlebte, so erschien ihm ein Engel Gottes im Schlafe als herrlicher Jüngling und sprach: „Folge mir!" Er that es und wurde in eine Gegend geführt, wo er den süßesten Gesang hörte, von dem er noch nie eine Vorstellung gehabt, so daß er sich selbst fragte, ob dieß der Gesang der Seligen sei. Dazwischen wachte er auf; der Traum war fort, und er hielt es auch nur für einen Traum. Wieder einmal erschien ihm derselbe Jüngling und fragte, ob er ihn noch kenne. „Ganz und gar", war die Antwort. Zum Beweise führte er die Gesänge an, die er ihn einmal hatte hören lassen. „Hast du das, wovon du jetzt sprichst, im Schlafe oder wachend vernommen?" „Im Schlafe." „Jetzt siehst du

mich auch im Schlafe, nicht wahr?" „Ja freilich." „Wo ist denn dein Leib?" „Im Bette." „Gibst du mir zu, daß deine Augen an eben diesen Leib gebunden, geschlossen, unthätig sind und du mit ihnen nichts siehst?" „Ja." „Nun mit welchen Augen siehst du mich denn? Darauf erfolgte keine Antwort. Der Jüngling nun erklärte und sprach: „Gleichwie deine fleischlichen Augen, wenn du im Bette liegst, und schläfst, unthätig, für dich von keinem Gebrauche, und dennoch dieselben sind, womit du mich jetzt siehst und schon einmal gesehen hast: so wird auch, wenn du gestorben bist, und deine Augen ihre Thätigkeit verloren haben, noch Etwas in dir sein, womit du lebst, Etwas, womit du empfindest und wahrnimmst. Zweifle also ja nicht mehr, ob du nach dem Tode fortdauerst, und ob es nach dem Tode noch ein anderes Leben gebe!" — Gennadius ward frei von allem Zweifel und glaubte fest in seinem Herzen an das, was uns der zwölfte Glaubensartikel lehrt, daß es nämlich ein ewiges Leben gebe. — So erzählt uns der heilige Augustin in einem Briefe an Evodius (in epistola 159 ad Evodium). — Nur der Thor, der in seinem Herzen spricht: „Es ist kein Gott," kann den Irrwahn haben, daß es keine Ewigkeit, kein ewiges Leben gebe. —

100. Es gibt ein ewiges Leben oder: der Atheist und der Gläubige.

„Armer Christ!"
Sprach einst ein Atheist, (ein Gottesläugner)
„Wie du doch betrogen bist,
Wenn der Himmel eine Fabel ist!"
„Aber", sprach voll Ernst der Christ,
„Armer Atheist!
Wie doch du betrogen bist,
Wenn die Hölle keine Fabel ist!"

Mag also auch der Gottlose eine Ewigkeit läugnen, er wird dadurch die Rathschlüsse des Ewigen doch nicht ändern. (Mehler's Beispiele.)

101. Die Wonne der Seligen.

Ach, wer mag uns die Glorie des Himmels und die ewigen Freuden der Auserwählten schildern? Nicht einmal

eine Engelzunge vermag es, geschweige denn die schwache Rede des Menschen. — Die heilige Monika unterhielt sich noch wenige Tage vor ihrem Tode mit ihrem Sohne Augustin über das Glück, Gott im Himmel zu schauen, zu lieben und zu besitzen. Bald darauf gab ihr der Herr einen Vorgeschmack von der den Auserwählten vorbehaltenen Seligkeit. „In diesem Augenblicke,“ sagt uns der heil. Augustin, „schien die Welt zu verschwinden. Entzückt und gleichsam außer uns selbst, waren lange Zeit unsere Augen wie gefesselt, und unser Mund blieb stumm, denn wir glaubten uns schon wirklich in den Himmel versetzt. Endlich brach meine Mutter das Stillschweigen und rief aus: „Was thue ich noch hier? Und was kann mich auf der Erde noch fesseln?“ Sieh da, ein schwaches Bild von des Himmels Herrlichkeit!“ — Franziskus von Assisi, der von den Menschen so vieles litt, der so sehr verachtet und verfolgt wurde, wie oft brach er nicht voll unaussprechlicher Entzückung in die Worte aus: „O mein Gott und mein Alles!“ Woher kam ihm diese Süßigkeit? Daher, weil ein Tröpflein himmlischer Freude in seine Seele gefallen war. — Einer ähnlichen wonnevollen Empfindung wurde auch gar oft der heilige Franz Xaver gewürdiget; mitten unter den beschwerlichen Arbeiten des Apostelamtes, mitten unter den größten Mühsalen und Beschwerden hörte man ihn deßhalb häufig aus der Tiefe seiner Seele heraufrufen: „Es ist zu viel Freude, Herr, zu viele Seligkeit in diesem Leben!“ — Wahrlich, kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist noch je eingedrungen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben.

---

102. Die Freuden des Himmels oder: der sterbende Prediger.

Vierzig Jahre lang verrichtete Herr Boursul zu Rennes mit gewissenhafter Pünktlichkeit alle Geschäfte seines priesterlichen Amtes und arbeitete unermüdet bis an das Ende seines Lebens auf der Kanzel und im Beichtstuhle. „Ich möchte,“ sagte er, „mit den Waffen in der Hand sterben.“ Mehreremal wiederholte er noch bei völliger Gesundheit: „O wenn ich würdig wäre, von Gott eine Gnade zu erlangen!

Täglich bitte ich ihn, er wolle mein Leben endigen entweder bei der Verkündigung des Evangeliums auf der Kanzel oder während ich im Beichtstuhle die Rechte seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ausübe", — ein Gebet, das ihm die erhabenen Beweggründe einer inbrünstigen Liebe eingaben, und deßhalb gar wohl verdiente, erhört zu werden. Am Oster-Montage des Jahres 1774, den 4. April, las Herr Boursul um fünf Uhr die heilige Messe und ging darauf in den Beichtstuhl. Gegen zwei Uhr Nachmittags begab er sich nach der Allerheiligenkirche, wo er ungeachtet seines hohen Alters und seiner Schwächlichkeit dieses Jahr die Fastenpredigten gehalten hatte, und bestieg um drei Uhr die Kanzel, um über die Herrlichkeit und Glückseligkeit der Heiligen zu reden. Er trug seine Rede mit jugendlicher Kraft und Lebendigkeit vor. Seine Stimme hatte etwas Außerordentliches, seine Bewegungen waren so lebhaft, seine Geberden so ausdrucksvoll, daß man schon vor dem Aussprechen wahrnehmen konnte, was er sagen wollte. Gegen das Ende des ersten Theiles gewann seine Stimme, nach der lebhaftesten und rührendsten Beschreibung der Schönheit des Himmels und der Freude der Seligen einen noch feierlichern Klang, indem er ausrief: „Nein, niemals wird es den schwachen Augen des Menschen gegönnt sein, hienieden den Glanz der göttlichen Majestät zu ertragen! Nun fuhr er mit etwas gedämpfterer Stimme fort: „Erst im Himmel werden wir Ihn von Angesicht zu Angesicht und unverschleiert sehen." Er sprach diese Worte deutlich und vernehmbar aus und wiederholte sie dann lateinisch: Videbimus eum sicuti est. Und nun senkte er sein Haupt auf den Rand der Kanzel und er war todt. Seine Augen blieben fest und beständig gegen den Himmel geheftet. Die Kirche war mit einer außerordentlichen Menge Volkes angefüllt und Alles gerieth über diesen unerwarteten Tod sogleich in eine heftige Bestürzung, indem die Einen laut aufschrieen, die Andern Thränen vergossen, Einige in Ohnmacht fielen und Andere ganz laut sagten: „Er ist ein Heiliger, er ist gestorben, während er von der himmlischen Glückseligkeit sprach." Man hörte ein Kind folgende Worte rufen: „Er redete vom Himmel und dahin ging er auch." (Debussi.)

103. Es gibt ein ewiges Leben oder: die Lilie.
(Eine Parabel.)

Nie dürfen wir beim Tode der Unsrigen trostlos weinen und jammern, wie diejenigen, die keine Hoffnung haben; nie dürfen wir bei ihrer Beerdigung (wie es doch so oft geschieht) schreien und klagen: „Ach, jetzt seh ich dich nimmer!“ Nein, es gibt ja noch ein anderes Leben, ein weit herrlicheres, seligeres Leben, als das irdische ist, dort werden wir uns wieder finden, und der Tod wird uns nicht mehr trennen, nicht mehr trennen ewiglich! O beseligende Hoffnung, o heiliger Glaube! — Luisens Vater sah im Winkel des Gartens eine weiße Lilienpflanze aufwachsen. Da sagte er: „Dieser Pflanze muß ich einen bessern Platz anweisen, damit sie schöner blühe.“ Er hob sie aus und versetzte sie in das Blumenbeet der kleinen Luise. Die Pflanze wurde da im fetten Boden eine Zierde des Gartens, trug die schönsten Lilien, und Luise hatte daran eine große Freude. Ein Jahr darauf starb das Mädchen. Die Mutter weinte um sie, der Vater aber sagte: „Wie ich die Lilienpflanze in ein besseres Land versetzte, so hat auch Gott unsere Luise in ein besseres Land versetzt. Darum weine nicht, liebe Mutter, sondern freue dich vielmehr. Unsere Luise, die an Unschuld und Schönheit dieser Lilie glich, blüht nun, dieser Erde entnommen, im Paradiese.“

Sie ward von Gotteshand
Versetzt in's beßre Land.

---

104. Es gibt ein ewiges Leben oder: der heilige Aloysius auf dem Todbette.

Der heilige Aloysius starb in der Blüthe seines Lebens, kaum 23 Jahre alt, als ein Opfer seines frommen Eifers; denn er hatte seine Krankheit im Spitale geerbt, wo er die Kranken bedient hatte. Als ihm die Aerzte nach einem dreimonatlichen Krankenlager ankündigten, daß er kaum mehr acht Tage leben werde, war er darüber hoch erfreut. „Wissen sie schon,“ sprach er zu einem eben hereintretenden Freunde, „die fröhliche Botschaft, die man mir diesen Augenblick brachte? Ich habe nur noch acht Tage zu leben. Stimmen Sie mit mir das: Herr Gott Dich loben wir, das

Te Deum an." Und zu seiner Mutter sagte er: „Wer es gut meint, der freut sich mit den Fröhlichen. So werden auch Sie Sich mit mir freuen, daß ich meinem Ziele so nahe bin, dem Ziele, wo ich zu Gott komme. Ich sehe meinen Tod als eine große Wohlthat Gottes an und ich bitte Sie, daß sie ja nicht darüber trauern. Dort im Lande des wahren Lebens warte ich auf Sie, bis auch Sie nachkommen, wo wir dann mit Gott vereinigt seine Erbarmungen ewig preisen wollen." — So tröstete er sich und seine Mutter. (Mehler's Beispiele.)

105. Es gibt ein ewiges Leben oder: Thomas Morus.

Einer der vorzüglichsten Glaubenshelden des sechzehnten Jahrhunderts war Thomas Morus, Kanzler von England. Nur der Gedanke an ein ewiges Leben konnte ihn so felsenfest und unerschrocken machen und ihm den Gang zur Richtstätte versüßen. — Der tiefgesunkene König Heinrich VIII. von England verlangte von ihm, daß er eine ungerechte Verordnung unterzeichnen sollte. Standhaft aber weigerte sich Thomas, wider sein Gewissen zu handeln. Er wird deßwegen in den Kerker geworfen, und zum Tode verurtheilt. Seine im höchsten Ansehen stehende Verwandten machen alle möglichen Vorstellungen, um ihn zu bewegen, dem Befehle des Königs zu entsprechen; aber alle Vorstellungen scheiterten an seiner Standhaftigkeit. Zuletzt erschien auch seine Gemahlin, die ihn aufs innigste liebte und bat ihn mit Thränen, doch wenigstens aus Mitleid für sie und seine Kinder dem Befehle des Königs zu willfahren, um noch länger in Ehren und Ansehen zu bleiben. Wie leicht wäre eine nicht so fest begründete Tugend erschüttert worden! Allein Thomas fragte seine Gemahlin: „Wie lange glaubst du wohl, daß dieses Ansehen, dieses Glück, wenn ich dem ungerechten Befehle des Königs entspreche, noch dauern möge? „O! noch zwanzig, auch noch mehrere Jahre, sagte sie." „Geh," versetzte er, „thörichte Käuferin! willst du eine ewig dauernde Ehre und eine unendliche Glückseligkeit einem schnöden Glücke von zwanzig Jahren aufopfern? Bewahre mich Gott vor einem so thörichten Tausche; lieber will ich Alles verlieren, als meine Seligkeit! Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden an seiner Seele litte!" (Matth. 16. 26.) (Mehler's Beispiele.)

Neueste Verlagswerke

von der

J. A. Schlosser'schen Buch- und Kunsthandlung

in Augsburg.

Abbildungen historische, der Geschichte des alten und neuen Testaments in 120 biblischen Kupfern, wovon 70 aus dem alten, und 50 aus dem neuen Bund, nach den berühmtesten Künstlern entworfen, und in Kupfern gestochen von P. A. Kilian, auf fein Basler Velinpap. 2 fl. oder 1 Thlr. 5 ngr.

Abendunterhaltungen eines Familienvaters, oder die christliche Sittenlehre in Beispielen. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 2te Aufl. 24 kr. od. 7½ Sgr.

Adelheid von Landstrost, oder Kampf der Tugend mit dem Laster. Eine Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, für die reifere Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. 8. mit 1 Stahlst. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Ambach, Ed. v., Deutschlands Erlösung, oder der Fürstenbund, geschlossen über dem Grabe der Königin Louise von Preußen. Ein Charakter- und Zeitgemälde aus dem 19ten Jahrhundert. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. broch. 48 kr. od. 15 Sgr.

— — Gott und die Welt, oder wie gelangt man zur Freiheit und dauerndem Glück? Zeitgemäße Erzählungen der reifern Jugend und dem christl. Volke gewidmet. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

— — Kara Mustafa vor Wien, oder die verhängnißvolle Verlobung am Tage der Enthauptung Johann des Täufers in der Pulvermine unter der Minoritenkirche. Ein charakteristisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert der reifern Jugend geweiht. 8. Mit 1 Stahlst. broch. 48 kr. od. 15 Sgr.

— — Missolunghis letzte Stunde, oder der Sieg im Tode. Ein historisches Charakter- und Heldengemälde aus Griechenlands Befreiungskampf. Der reifern Jugend gewidmet. 8. Mit 1 Stahlst. brosch. 48 kr. od. 15 Sgr.

— — Tirol und seiner Braven Liebe zum Kaiserhause in den Tagen der Gefahr, oder der schwarze Schütze vom Passeyerthal. Ein Charaktergemälde aus dem Anfange des 19. Jahrh.; der reifern Jugend geweiht. Mit 1 Stahlst. 48 kr. od. 15 Sgr.

Augsburg und seine Umgebung, oder neueste und ausführliche Beschreibung aller bedeutenden Merkwürdigkeiten der Stadt sowohl, als auch der Erholungsplätze, Gartenhäuser, Bäder und Fabrikgebäude in der nächsten Umgebung derselben. Ein unentbehrlicher Begleiter und sicherer Führer für Fremde und Einheimische. Brosch. 18 kr. oder 5 Sgr.

Augustinus, oder die Buße. Eine Erzählung für die Jugend und das christl. Volk. Mit 1 Stahlst. 8. 27 kr. od. 7½ Sgr.

Beatushöhle, die. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nach der bekannten Erzählung gleichen Titels für die Jugend. Von W. Woller. gr. 8. brosch. 12 kr. od. 4 Sgr.

Beethoven, Ludwig von, Eine Biographie desselben, verbunden mit Urtheilen über seine Werke. Herausgegeben von J. A. Schlosser. 8. 2te Aufl. 18 kr. oder 5 Sgr.

Braun, P., die Domkirche zu Augsburg und der hohe und niedere Clerus an derselben, in zwei Theilen nach den vorzüglichsten authentischen und sichersten Quellen bearbeitet. Mit 6 Kupfern. Neue Auflage. 8. 48 kr. oder 15 Sgr.

Bressanvido, P. Ildephons, Katechese, ausführliche, über die gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittellehre. Ein unentbehrliches Handbuch für Prediger und Katecheten. Aus dem Italienischen. Mit einer Vorrede von Dr. Carl Egger, Domdekan und bischöfl. Offizial in Augsburg. Dritte Auflage. 12 Bände. 8. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Thl. 15 Sgr.

Clerus, der katholische, mit Einschluß der Religiosen, insbesondere Darstellung aller bei der Erledigung und Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles, bei der Erhebung zur Cardinalswürde, bei der Darbringung des heiligen Meßopfers, bei der Ordination der Bischöfe, Priester und niedern Kirchendiener, dann bei den Mönchen, Nonnen und andern Ordensleuten üblichen Gebräuchen und Feierlichkeiten. Von einer Gesellschaft Gelehrten, in 4 Bden. mit 309 Abbild. gr. 8. Zweite Aufl. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Clotilde, oder die Taufe, eine Erzählung für die Jugend und das Volk mit 1 Stahlst. 27 kr. od. $7^1/_2$ Sgr.

Dienstbotenbuch, das, oder Beispiele des Guten. Herausgegeben von C. Schmid. gr. 8. 9te Aufl. ohne Kpfr. 27 kr. oder $7^1/_1$ Sgr.

Dörle, A., Marie und Rosa oder der Tugend ihre Krone und dem Laster seine Strafe. Eine Erzählung zur Belehrung, Warnung und Beherzigung für die reifere Jugend, sowie für alle weiblichen Dienstboten, Eltern und Dienstherrschaften. Zweite Aufl. Mit 1 Stahlst. 36 kr. od. $11^1/_4$ Sgr.

Elisabeth, oder die Ehe. Eine Erzählung für die Jugend und das christl. Volk. Aus dem Französischen mit 1 Stahlst. 27 kr. oder $7^1/_2$ Sgr.

Familie Sainval, die, auf der Insel Behnard an der Loire, oder Abendunterhaltungen für die reifere Jugend aus dem Französischen. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 24 kr. od. $7^1/_2$ Sgr.

Familien-Tempel, der christliche, oder das Buch der Andacht und Gottesverehrung in moralisch-religiösen Betrachtungen und Gebeten. Herausgegeben von dem Verfasser des „Tag des Herrn, ein Sonntagsbuch für Christen.“ 5te Aufl. 3 Bde., der Band á 54 kr. od. $17^1/_2$ Sgr. (Es wird jeder Band auch einzeln abgegeben.)

Beatushöhle, die. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nach der bekannten Erzählung gleichen Titels für die Jugend. Von W. Woller. gr. 8. brosch. 12 kr. od. 4 Sgr.

Beethoven, Ludwig von, Eine Biographie desselben, verbunden mit Urtheilen über seine Werke. Herausgegeben von J. A. Schlosser. 8. 2te Aufl. 18 kr. oder 5 Sgr.

Braun, P., die Domkirche zu Augsburg und der hohe und niedere Clerus an derselben, in zwei Theilen nach den vorzüglichsten authentischen und sichersten Quellen bearbeitet. Mit 6 Kupfern. Neue Auflage. 8. 48 kr. oder 15 Sgr.

Bressanvido, P. Ildephons, Katechese, ausführliche, über die gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittellehre. Ein unentbehrliches Handbuch für Prediger und Katecheten. Aus dem Italienischen. Mit einer Vorrede von Dr. Carl Egger, Domdekan und bischöfl. Offizial in Augsburg. Dritte Auflage. 12 Bände. 8. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Thl. 15 Sgr.

Clerus, der katholische, mit Einschluß der Religiosen, insbesondere Darstellung aller bei der Erledigung und Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles, bei der Erhebung zur Cardinalswürde, bei der Darbringung des heiligen Meßopfers, bei der Ordination der Bischöfe, Priester und niedern Kirchendiener, dann bei den Mönchen, Nonnen und andern Ordensleuten üblichen Gebräuchen und Feierlichkeiten. Von einer Gesellschaft Gelehrten, in 4 Bden. mit 309 Abbild. gr. 8. Zweite Aufl. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Clotilde, oder die Taufe, eine Erzählung für die Jugend und das Volk mit 1 Stahlst. 27 kr. od. 7$^1/_2$ Sgr.

Dienstbotenbuch, das, oder Beispiele des Guten. Herausgegeben von C. Schmid. gr. 8. 9te Aufl. ohne Kpfr. 27 kr. oder 7$^1/_1$ Sgr.

Dörle, A., Marie und Rosa oder der Tugend ihre Krone und dem Laster seine Strafe. Eine Erzählung zur Belehrung, Warnung und Beherzigung für die reifere Jugend, sowie für alle weiblichen Dienstboten, Eltern und Dienstherrschaften. Zweite Aufl. Mit 1 Stahlst. 36 kr. od. 11$^1/_4$ Sgr.

Elisabeth, oder die Ehe. Eine Erzählung für die Jugend und das christl. Volk. Aus dem Französischen mit 1 Stahlst. 27 kr. oder 7$^1/_2$ Sgr.

Familie Sainval, die, auf der Insel Behnard an der Loire, oder Abendunterhaltungen für die reifere Jugend aus dem Französischen. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 24 kr. od. 7$^1/_2$ Sgr.

Familien-Tempel, der christliche, oder das Buch der Andacht und Gottesverehrung in moralisch-religiösen Betrachtungen und Gebeten. Herausgegeben von dem Verfasser des „Tag des Herrn, ein Sonntagsbuch für Christen.“ 5te Aufl. 3 Bde., der Band á 54 kr. od. 17$^1/_2$ Sgr. (Es wird jeder Band auch einzeln abgegeben.)
